

## DIE FRÜHGESCHICHTE DER LUTHERISCHEN ARBEITSETHIK

500 JAHRE KIRCHENPOSTILLE [ 2022 ]

*Dieter Grottker (Dresden)*

Ob Predigt oder Traktat, Sermon oder Postille – in allem steckt ein gemeinsamer Geist. Es ist immer Luther, das Originäre seiner Sprache, Ausdruck seines Geistes. Manche Predigt gleicht einem Sermon, manches erinnert an ein Traktat. Die Bezeichnungen selbst sind eher eine Formsache, einige wirken zunächst fremd, ungewöhnlich, für manchen verwirrend. Ein aufmerksames Lesen ist nötig, ein chronologisches Vorgehen sinnvoll, ein feinschrittiges Betrachten ratsam. Ein im Detail inhaltlicher Vergleich zwischen der „Kirchenpostille“ (1522/23) – auch als Adventspostille oder Weihnachtspostille bezeichnet – und der späteren „Hauspostille“ (1525) und „Fastenpostille“ (1544) steht indes noch immer aus. Eine solche Analyse würde unter anderem Aufschluss darüber geben können, welches für Luther typische Wortfeld sich in seinem berufsethischen Denken nach und nach entfaltet. Die Ermittlung der Häufigkeit von Schlüsselbegriffen ohnehin ist aufschlussreich: Der Versuch zu verstehen, auf welche Fragen Luther mit seinen Predigten nach einer Antwort gesucht hat, was ihn umtreibt, was ihn quält. Es sind nicht zufällig diese Predigten im Advent und an Weihnachten zwischen 1522/23 sowie insgesamt die Texte der Jahre von 1520 bis etwa 1544, die eine Rekonstruktion der beginnenden Ideengeschichte<sup>1</sup> des Berufsbegriffs erlauben. Man könnte sich fragen, ob Luther in jenem Zeit auch noch etwas anderes gemacht habe, als Übersetzen, Übersetzen und Übersetzen (...). Wenn das Urteil von Gustav Wingren (1910-2000) zutrifft, dann entfaltet sich bei Luther in den Jahren nach 1522 ein Begriffssystem, in welchem der Berufsgedanke eine tragende Bedeutung einnehmen wird. Wenngleich es sich bei dabei zwar nicht um eine theologische Zentralkategorie handelt, allein die religionssoziologische Idee selbst erscheint als hinreichend interessant, ihre Rekonstruktion als eine anspruchsvolle Herausforderung, nicht nur allein etymologisch.

<sup>1</sup> Wann genau man den Beginn der Ideengeschichte des Berufsgedankens ansetzen kann, ist eine schwierige Entscheidung. Bereits vor Luther liegen wichtige urchristliche, antike und mittelalterliche Quellen, auf die er zurückgreift, wenn auch zum Teil unbewusst und ohne die Herkunft zu belegen. Vor allem die Mystik scheint den lutherischen Berufungsgedanken nachhaltig beeinflusst, vielleicht sogar geprägt zu haben. Indes erscheint es sinnvoll, eine Periodisierung der Ideengeschichte des Wortes Beruf vorzunehmen, sobald diese anerkannt ist, wird es nachvollziehbar, Luther genauer verorten und die Vor- und Nachgeschichte rekonstruieren zu können. Allgemein akzeptiert ist m.E., dass Luther mit der Reformation einen neuen Umgang mit dem Begriff Beruf einleitet und das Wort zunehmend gebraucht. Dort, wo das Wort zur Alltagssprache gehört, gehört auch die Berufsidee zur Moral des Alltags. Das, was man bei Tische redet, ist Alltag. Viele Tischreden sind ein Reden über Beruf und Arbeit, manche ein Sittengemälde des Berufswelt. Und die Kirchenpostille von 1522 gilt als Zeichen, wo diese neue Denkweise sichtbar wird: die innerkirchliche Askese des Berufungsgedankens solle zu einer außerkirchlichen Askese der Berufsarbeit werden.

Dabei entsteht zwangsläufig die Frage nach den Vorbildern seiner Theologie, so dass u.a. auch eine tieferlotende Untersuchung zum Verhältnis Augustinus und Luther sowie von Tauler<sup>2</sup> und Luther im Detail – spätestens seit Max Weber – immer noch offen ist.

*Die Vorgeschichte:* Es wäre geradezu kurzschlüssig und historisch zudem wenig sensibel, die Wurzel des Berufsgedankens allein in der lutherischen Bibelübersetzung<sup>3</sup> suchen zu wollen. Schon Weber hatte 1904 auf deren weit davorliegende Quellen im AT und NT sowie in der mittelalterlichen Theologie und Philosophie der Mystik hingewiesen. Zu der bei Weber diesbezüglich zu findenden Literatur kommen ferner hinzu Augustinus Aurelius und Bernhard von Clairvaux. Was das Reifen der lutherischen Berufsidee anbelangt, so haben m.E. die deutschen Predigten von Johannes Tauler – bewusst und unbewusst – den wichtigsten geistigen Einfluss ausgeübt. Allein die notwendigen Quellen während der Wartburgzeit zu beschaffen, scheint eine Geschichte für sich zu sein. Die meisten von den nötigen Büchern hat Spalatin<sup>4</sup> herantransportiert, manches hat wohl auch nur der befreundete Philipp Melanchthon bewerkstelligen können. Man stelle sich Luther vor – hoch oben auf der Burg, die Kammer gefüllt mit Büchern über Büchern, auf dem großen hölzernen Tisch Papiere, Tintenfass und diverse Schreibfedern. Seine kleine Welt – für neun Monate.

<sup>2</sup> Bereits 2017 hat der in „SYLLABUS. Gesammelte Aufsätze zur Berufs- und Bildungswissenschaft“ veröffentlichte Text anlässlich des Jubiläums des Luther-Thesen darauf aufmerksam gemacht, dass es in der Kirchenpostille eine überraschende Ähnlichkeit der Gleichnisse zwischen Johannes Tauler und Martin Luther gibt. Es wäre eine Frage der Ehre und Ehrlichkeit gewesen, wenn Luther selbst diesen gedanklichen Bezug zu Tauler vermerkt hätte.

<sup>3</sup> Möglicherweise haben die während des Wartburgaufenthalts auftretenden Übersetzungsprobleme, die bei der Bedeutungsübertragung der Vulgata auf eine angemessene deutsche Fassung aufgetreten sind, Luther veranlasst, über manche Zusammenhänge tiefer nachzudenken. Die Zeit auf der Burg trennt das lutherische Schaffen gewissermaßen in drei Abschnitte. 1) Wichtige und nachhaltig bleibende Texte entstehen bereits 1520, Luther selbst nennt seinen Aufsatz „Von den guten Werken“ den bis dahin wichtigsten Text: das „Beste, was er bisher herausgegeben habe“ (vgl. Andrea van Dülmen, Luther-Chronik. 1983, S.60). Zu diesem vor der Wartburg liegenden Schaffenszeitraum gehören ferner die Traktate „An den christlichen Adel“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ sowie der „Große Sermon von dem Wucher“. 2) Die zweite Schaffensperiode des Berufsdenkens ist die Zeit auf der Wartburg – eine feste Burg ist unser Gott: in Raum und Zeit. Schicksal und ständige Anfechtungen prägen Denken und Schreiben [...] 3) Die Fortführung der Übersetzungsarbeiten und die Ausschärfung des deutschen Wortes Beruf, vor allem in der Übersetzung von Sirach und vielfach auch pointiert in den „Tischreden“. Die Berufung wird Pflicht, die Idee des Beruf Wort und Gedanke.

<sup>4</sup> Die kirchenpolitische und auch persönliche Bedeutung des Geheimsekretärs Georg Spalatin (1484-1545) für Luthers Leben - insbesondere in der Zeit 1521 bis 1522 - ist anschaulich nachgezeichnet bei Irmgard Höss (Böhlau: 1989, S.203ff.). Kurfürst Friedrich der Weise war durch die Vermittlung von Spalatin im Detail über die Lage von Luther informiert, die Briefe von und an Luther wurden zuvor gelesen – der Preis für das Asyl, welches Luther genoss. Nicht uninteressant ist ferner, dass sich Spalatin für eine Einrichtung eines Pädagogiums in enger Verbindung mit der Universität in Wittenberg eingesetzt hat, damit durch eine solche dem Studium vorgelagerte Lateinschule die Kenntnisse der Studenten verbessert werden können (ebd. 121f.).

Das tägliche Schreiben hat ihm geholfen, die Einsamkeit zu ertragen. Und die Vision einer *Biblia germanica* mag ihm jene Kraft gegeben haben, die man braucht, um zu beginnen. Und die nötig ist, das Begonnene zu vollenden [...]

Spalatin, der 1522 zum Hofprediger<sup>5</sup> ernannt worden war, ist hinreichend gebildet, um die Dimensionen einer Bibelübersetzung ermessen zu können. Griechische, lateinische und hebräische Quellen müssen beschafft werden. Überliefert ist auch, dass Luther während jener Zeit die *Nikomachische Ethik* studiert hat. Welche Begriffe er direkt aus der NE übernommen, abgewandelt oder abgelehnt hat, wäre wiederum Aufgabe einer eigenständigen Analyse, zudem sich selbst heutzutage renommierte Ausgaben punktuell in der Übersetzung bestimmter griechischer Wörter der NE unterscheiden<sup>6</sup>. Sich prinzipiell eine christliche Tugend als ethische Mitte zwischen zwei moralischen Extremen vorzustellen, dazu hat sich Luther explizit m.W. nicht durchringen können, wengleich er die Existenz solcher Extreme kennt. Zweifellos gehören die Spannungen 1) zwischen Freiheit und Unfreiheit, 2) zwischen Herrschaft und Knechtschaft, 3) zwischen dem Glauben und dem Streben nach einer Werkheiligkeit zu den bedeutsamen moralischen Empfindungen des Menschen und schließlich 4) zwischen Leib und Seele sowie Körper und Geist. Welche der Instanzen ist das moralische Gewissen, was deren ethischen Rechtfertigung, was ihre Anfechtungen. Auch ist die aristotelische Vorstellung einer „gesunden Mitte“ oder eines sogenannten – oft mechanistisch gedachten – „Gleichgewichts“ ein „frommer“ Wunsch: das Gleich-Gewicht der Welt ist eine Summe von Ungleichgewichten. Das innere Gleichgewicht des Menschen ist die Fähigkeit zur unbewussten Abstraktion, sich die ewigen Ungleichgewichte zwischen Pflicht und Lust, zwischen Wollen und Sollen zeitweilig als „gleichberechtigt“ vorzustellen: den psychischen Instanzen werden gleiche Rechte erkannt.

<sup>5</sup> So heißt es in einem Brief Luthers vom 13. März 1522 an Spalatin: „Ich freue mich, mein Spalatin, dass Du ein Diener am Evangelium geworden bist, und ich bete, dass der Herr dein Wort zu einem Wort der Kraft machen möge zur Mehrung deines Glaubens und des Glaubens derer, die dir zuhören.“ Ein nicht nur theologischer, sondern zudem pädagogischer Gedanke.

<sup>6</sup> Bezeichnend ist, dass es zudem eine Vielzahl sich unterscheidender Übersetzungsvarianten von Platons „Der Staat“ und den Aristotelesschriften gibt. Die erste deutsche Fassung der „Politeia“ stammt vermutlich von GEORG LAUTERBECK (1572). Es folgen die Übersetzungen von FRIEDRICH JACOBS (1764-1847), HIERONYMUS MÜLLER (1785- 1861), JOHANN GOTTLÖB REGIS 1791-1854), EDUARD EYTH (1809-1884), LUDWIG GEORGII (1810-1896), EMANUEL GEIBEL (1815-1884), WILHELM WIEGAND (gest. 1881), FRANZ SUSEMIL (1826-1901), JAKOB MÄHLY (1828-1902), JULIUS DEUSCHLE (1828-1861) sowie LORENZ STRAUB (gest. 1926) und AUGUST HORNEFFER (1875-1955). Diese dankenswerterweise von JÖRG PANNIER (geb. 1962) zusammengetragenen Angaben wurden hier u.a. mit Hilfe der ADB und NDB ergänzt. In der Gegenwart sind die Übersetzungen von SCHLEIERMACHER sowie von OTTO APELT (1845-1932) gebräuchlich. Besondere Erwähnung verdient das Übersetzungswerk von ERICH LÖWENTHAL (geb. 1894), der 1943 im Konzentrationslager in Theresienstadt umgekommen ist. Noch immer erscheinen neuere Übertragungen in der Absicht, für das Original ein deutsches Wort mit einer solchen Bedeutung zu finden, die dem philosophischen Sinn der Antike weitgehend gerecht wird. Luther nennt es ein Verdolmetschen – ein zu geringfügiges Wort für das, was geistig tatsächlich geschieht: Übersetzen ist nicht wortgetreues, sondern sinngemäßes Übertragen – ist Exegese, Hermeneutik, Sprachkritik. Wer allerdings ist dazu fähig? Und wo könne man solches Handwerk lernen (...)

Gleiche Gewichte beruhen auf gleichem Recht. Je unsicherer aber das Recht, so wenig sicher auch das Gleichgewicht. Die Lehren der Thermodynamik wohl sind wissenschaftlich am weitesten vorgedrungen, wie man sich solcherart Dinge vorstellen kann: nicht als statischen Zustand, sondern vielmehr als ein Entstehen und Vergehen, ein Verbinden und Zerfallen. *Gleichheit* wird mithin zum Problem der Moral, der Rechtsprechung, der Mathematik, der Soziologie und der Sprachkritik – der Philosophie sowieso. Vielerlei disziplinspezifische Definitionen – mannigfaltige Deutungen. Alltagssprachliche Verwendung oder fachsprachliche Zurückhaltung: wo überhaupt ist eine Verwendung von Gleichheit noch zulässig?

Schließlich die Provokation von Johann Gottlieb Fichte, als es behauptet: ICH = ICH. Eine Sache sei mit sich selbst identisch, das ist alles? ICH = ICH, so der *Erste Grundsatz* in dessen „*Wissenschaftslehre*“. Lediglich ein neuartiges Abstraktum? Nur ein neues Bekenntnis des Wissens um unser Nichtwissen: über Gleichheit und Ungleichheit, Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit. Anhaltend ewige scholastische Fragen.

Der Mensch sucht das Gleiche. Und trifft überall auf das Ungleiche. Sucht er sich selbst? Würde er es finden, wäre er glücklich? Ein Geschlecht, das ihm gleich sei? Strebt er nach einer Gottähnlichkeit? Oder nach Gottgleichheit? Immerhin: Der Sohn sei dem Vater in allem „ähnlich und gleich ... *filius per omnia patri similis et aequalis*“ (Augustinus <sup>(De trinitate XV,14.23)</sup>).

Augustinus relativiert. Das Ähnliche scheint ein weniger strenger Begriff zu sein als ein Gleiches von Ähnlichem. Welche Gleichheit<sup>7</sup> aber verbindet zweierlei Ähnliches? Relativierungen sind Abstufungen von Gleichem zu Ähnlichem – keine Höherstufungen: eine List der Vernunft. So Luther über Christus: „Nach der Gottheit ist ehr dem Vatter gleich ... nach der menschheit ist ehr geringer, unnd ist doch eine einige Person ... wiewol zwo natur ihn ihm seindt.“ (vgl. Luther <sup>(WA 47,S. 367)</sup> Gleich sein wollen, ist ebenbildlich werden. „... imago dei“ – das ist „ein gotteren bild“, ein „ebenbild, ein conterfeyt bild“ (vgl. Luther <sup>(WA 11, S. 225)</sup> Ebenbildlichkeit ist die höchst mögliche Gleichheit. Wäre der Mensch glücklich – als Gleicher und Gleichen? Ist solcherart Gleichheit erstrebenswert? Also: Wenn schon nicht gleich, dann wenigstens ähnlich. Das Ähnliche im Spiegel eines anderen Ähnlichen, die Suche nach sich selbst. Selbstsuche ist Selbsterkenntnis: Suche Dich selbst! Erkenne Dich selbst<sup>8</sup>. „*Cognosce te ipsam*“, so Augustinus (vgl. De Trinitate“ (X, 9.12).

<sup>7</sup> Das erkenntnistheoretische Problem des sogenannten Gleichen findet sich bekanntlich bei PLATON in dem Dialog zwischen P h a i d o n und Sokrates. Alles Gleichmachen ist ein Abstrahieren, nur die Ungleichheit der Dinge ist konkret. Wie aber lässt sich die alles gleichmachende Sprache und die Ungleichheit der Dingwelt in eine sinnvolle Beziehung bringen? „Wie aber, die gleichen Dinge selbst erscheinen dir bisweilen als ungleich; etwas auch die Gleichheit als Ungleichheit?“ (Phaidon 74c, Platon, Werke, Darmstadt WBG: 2011, III, 59) PLATON löst das eigentlich unauflösbare Problem auf praktische Weise. Die Erkenntnis der Dinge sei dem Menschen eingeboren, alles spätere Erkennen ist ein Wiedererinnern, indem Gleichheit oder zumindest hohe Ähnlichkeit vorausgesetzt wird. Gleiches wird als Gleiches erinnert. Und so steht die Übersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche wieder und wieder vor der Frage, was sei gleich, was ungleich. Dem Übersetzer eben ist keine Gleichheit beider Sprachen eingeboren – er muss das rechte Maß selbst herausfinden. In dieser Lage mag sich auch LUTHER befunden haben, als er auf der Wartburg die aristotelisch Ethik gelesen hat.

<sup>8</sup> Diese bezüglich Augustinus wenig bekannte Stelle findet sich in der Ausgabe von Johann Kreuzer (Hrsg., Hamburg: Meiner 2001) auf Seite 115 bzw. in der lateinischen Fassung auf Seite 114.

Der Mensch sucht Gott, weil er sich selbst nicht findet. Immer auf der Suche: Leben ist Suche. Suche nach dem Sinn des Leben selbst. Und wenn schon nicht für immer, dann wenigstens für ewig [...]

*Eine „Postille“ ist mehr als ein bloßes Wort  
- Die Bedeutung der Kirchenpostille*

Die Bezeichnung ist für den Unkundigen irreführend. Man stellt sich unter einer Postille eher etwas weniger Bedeutsames vor. Jede geringere Bedeutung wird überragt von der Bibel, die man deshalb nicht zufällig eine Heilige Schrift nennt. Als heilig gilt, was keinen Zweifel zulässt. Gilt das Heilige als der geistige Allmaßstab, dann sind alle Predigten dem Geist der Bibel verpflichtet: es gibt keine Predigt ohne biblische Exegese. Für Luther indes ist typisch, dass stets auch weltliche Dinge in den Predigten zur Sprache kommen. Die weltliche Berufsarbeit erscheint als Konkretion der religiösen Berufung. Beruf nunmehr wird auf irdische Arbeit und Mühsal bezogen, auf Pflicht und Nächstenliebe. Aus dem *Wort* ist ein neuer *Begriff* entstanden, das Wort erhält höheren Sinn. In seinem 1942 erschienenen Buch „Luthers lära om kallelsen“ arbeitet Gustav Wingren diese Etymologie<sup>9</sup> heraus. Demnach lässt sich etwa ab 1520 rekonstruieren, dass Luther zunächst noch nicht wörtlich, später zögerlich, schließlich konsequent das Wort Beruf verwendet (vgl. Wingren 1952, 157). Tritt mit *Beruf* neben das bereits bestehende Wort *Berufung* ein weiterer Begriff, so wird ein mehrschichtiger Bedeutungswandel eingeleitet: auch das Wort *Berufung* erhält mithin eine neuartige Deutung: a) Ein Beruf könne als Konsequenz einer Berufung gedeutet werden. b) Wodurch aber hat der Mensch im Berufsalltag das Gefühl eines Berufungsempfindens? c) Und wie verändert dies die Psychologie des Arbeitens? Man hat einmal gesagt, dass eine Pflicht leichter ertragen wird, wenn man diese sich als Berufung vorstellt. Dies alles kündigt sich ab 1522 in der „Kirchenpostille“ an<sup>10</sup> – als würde man ahnen, welche sprachlichen Wandlungen und somit geistigen Bewegungen das Wort auslöst, welches zuvor als bloße Silbe „ruf“ im Korinther-Brief buchstabiert worden ist, ehe aus ruf nunmehr beruff wird<sup>11</sup>.

<sup>9</sup> *Der Volltext von Wingren hat wie manches andere Buch eine Eigenart: Die Fußnoten bzw. Anmerkungen sind mindestens ebenso wichtig wie der Volltext – ergänzend, vertiefend, aufschlussreich (Wingren 1952, 157-208).*

<sup>10</sup> *In seinem Vorwort hat Egon Franz (Bonn), der das Buch 1952 aus dem Schwedischen übertragen hat, diesbezüglich sichtbar werdenden Zusammenhang formuliert: Mit der Übersetzung kommt das ganze Problem des Berufungsgedankens zum Vorschein. Luther hatte seinerzeit seine Probleme beim Übersetzen, Franz wird es ähnlich ergangen sein: Wie lässt sich das schwedische kallelse wortgetreu und sinnstiftend ins Deutsche übertragen. Mit den deutschen Predigten von Tauler beginnen jene Übersetzungsprobleme, mit denen wir bis heute auch bei allen europäischen und nichteuropäischen Sprachen konfrontiert sind. 1516 liest Luther Texte von Tauler, 1521 übersetzt er die Paulus-Briefe, 1534 Sirach. Und immer wieder man auch heute zu den Originalen zurückkehren müssen, um Deutungen deuten, Übersetzungen nachvollziehen zu können. Welche weitgreifenden Überlegungen allein Max Weber um 1904 vollzogen hat, lässt sich nur ahnen.*

<sup>11</sup> *Vgl. die diesbezüglichen Predigten der Zeit Winter 1522 bis Frühjahr 1523 der Kirchenpostille, vor allem in 10.1.1 der Weimarer Ausgabe, insbesondere Luther<sup>(WA 10,1.1 S.308-311)</sup>. Zu berücksichtigen ist, dass der Textband 10 mehrere Teilbände in verschiedenen Abteilungen umfasst.*

Eine Lawine von Konnotationen<sup>12</sup> kommt ins Rollen und hält bis heute an. Der Pietismus wird den Geist verbreiten, das Wort wird zum üblichen Bestand der Alltagssprache. Die „Protestantische Religionssoziologie“ (Weber; Troeltsch; Simmel) und die eher katholisch geprägte Religionsphilosophie (Guardini; Rahner) bemühen sich seither, jede auf ihre Weise, um System und Systematisierung. Indes ist die Komplexität des gesamten sozialen Kontextes offensichtlich so umfassend, dass eine einzige Wissenschaft allein nicht beanspruchen kann, alle hermeneutischen Zusammenhänge in „Wirtschaft und Gesellschaft“ (Weber) hinreichend ergründen zu können. Es ist bislang weder der Soziologie noch der Philosophie oder Theologie gelungen, weder eine weitgehend vollständige Etymologie noch eine geschlossene disziplinübergreifende Theorie des Berufsgedankens zu entwickeln. Die Psychologie betrachtet den Beruf psychologisch, die Soziologie soziologisch, die Theologie theologisch. Wo aber bleibt der Beruf dabei? Das Ganze zumeist ist mehr als die Summe seiner Teile.

Zudem wäre eine kulturvergleichende Betrachtung aufschlussreich und könnte den Blick für alternative Deutungen weiten, unter denen christliche Interpretationen nur eine der möglichen sind. Man denke an jene Sprachkulturen, in denen der Berufsgedanke in ähnlicher Form aufscheint, dort aber an andere Begriffe (Worte) gebunden ist und sich so einer linearen Übersetzbarkeit entzieht. Für andere Sprachen ist Beruf vermutlich nicht mehr und nicht weniger spezialisierte und qualifizierte Erwerbsarbeit – ohne jene vordergründige ethische oder religiöse Bedeutung. Ein Zufall?

### *Alte Autoritäten – neue Autoritäten: Der autoritäre Luther*

Hegel meint, dass Luther an die Stelle der *geistlichen Autorität* der Kirche die *geistige Autorität* der Heiligen Schrift gesetzt hat. Die Hierarchie von Autoritäten, hoch hinauf bis zum Papst, repräsentiert selbsternannte Macht. Bereits Rousseau<sup>13</sup> hat dies bekanntlich in sarkastischer Weise pointiert: Die katholische Kirche entscheidet, dass sie entscheidet.

<sup>12</sup> *Stellt man sich Beruf als Zentrum eines Wortfeldes vor, so umfasst der Kontext die Konnotationen Berufsarbeit, Berufsmensch, Berufsbildung, Berufsethik. Schon die eher randständigen Konstrukte lassen das Ganze mehr und mehr fragwürdig erscheinen: Die berufliche Erwachsenenbildung beschäftigt sich mit der beruflichen Weiterbildung, die aus einer beruflichen Fortbildung und beruflichen Umschulung bestehen kann. Man übertrage einmal den zuvor genannten Satz ins Englische: Ein Deutscher meint, den Sinn zu verstehen. Ein Engländer wirkt möglicherweise irritiert. Wir haben aus der Idee nicht nur ein deutsches Wort, sondern auch ein schwerfälliges Deutsch gemacht.*

<sup>13</sup> *„Unsere Katholiken machen ein großes Aufheben von der Autorität der Kirche ... Die Kirche entscheidet, dass die Kirche das Recht hat, zu entscheiden.“ (Rousseau: Emil. UTB 1989, S. 322) Im Original: „L'Église décide que l'Église a droit de décider.“ (Rousseau: Émile ou de l'éducation. Paris 1964, S. 374) Die Form der conduplicatio verstärkt die Kritik. Die sprachliche Gestalt selbst ist Mittel der Kritik, Kirchenkritik immer auch Sprachkritik. Die Selbsterhebung zur machtvollen Kirche soll die kirchliche Ohnmacht verbergen: als Stellvertreter Gottes hat diese sich zu einer selbstgerechten moralischen und politischen Institution ernannt. „Sie entscheidet, dass sie alles entscheidet: was gedeutet wird und wie es gedeutet wird. Sie entscheidet über Tabus und über Tabus von Tabus.“ (vgl. Grottker, D.: Jean-Jacques Rousseau. (1712-1778). Syllabus – Gesammelte Aufsätze zur Berufs- und Bildungswissenschaft (2012, online)*

Die institutionelle Macht der Kirche beruht mithin auf der Voraussetzung einer logischen Selbstbezüglichkeit. „Luther hat diese Autorität verworfen und an ihre Stelle die Bibel und das Zeugnis menschlichen Geistes gesetzt. Dass nun die Bibel selbst die Grundlage der christlichen Kirche geworden ist, ist von größter Wichtigkeit: jeder soll sich nun selbst daraus belehren, jeder sein Gewissen daraus bestimmen können“ – so Hegel in den „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“ (Hegel, Werke in zwanzig Bänden, Suhrkamp 1970, Bd. 12, S. 497).

Die Nachgeschichte der Bibelübersetzung ist Grund und Folge von Gründen, eine Verkettung religiöser Ursachen und sozialer Wirkungen: Das Original muss man verstehen, die Übersetzung muss man drucken, den Druck muss man lesen – das Lesen muss man erlernen, das Gelesene verstehen und neu verstehen. Luther nennt es verdolmetschen<sup>14</sup> (...) Indes ist er mehr als ein bloßer Dolmetscher

Der gebildete Geist der deutschen Bibel wird zum sich bildenden Geist der deutschen Elementarschulen. Die Bibel ist mehr als ein bloß religiöses Buch – sie wird für manchen zum einzigen Lehr- und Lesebuch des Lebens. Die neue biblische Didaktik besteht nicht mehr aus *Predigt* und *Gebet*, sondern beruht auf dem funktionalen Zusammenhang von *Predigen* und *Beten*, Lesen und Verstehen, Kognition und Meditation.

Und die mit dem Bibeldruck beginnende Standardisierung der Schriftsprache bewirkt eine auch Standardisierung der Mundsprache. Letzteres ist mühsamer als Schreiben lernen: Bücher lassen sich mechanisch drucken, Gedanken nicht. Luther wird zum Lehrer eines ganzen Volkes. Er schaut dem Volk aufs Maul. Und das Volk liest in seiner Schrift.

Mit der „deutschen Bibel“ entsteht die deutsche Volksbildung. Die Predigten Luthers besitzen zudem nicht selten eine didaktische Struktur, die ihm eigenen Darstellungen in Form verschriftlichter Kategorientafeln<sup>15</sup> ordnen die Gedanken. Die Bibel wird zu einer Schule der Logik. Aus der Fülle begrifflicher Bedeutungen entsteht eine Ordnung von Worten mit neuem Sinn. Die neue geistliche Konfession sucht nach neuen geistigen Formen, Tropen und Stilfiguren: eine Reformation der Sprache – in Form und Gehalt. Hat man den gedanklichen Inhalt, beginnt die Suche nach der gedanklichen Form – jene, die dessen Gewicht zu verstärken vermag. Stilfiguren sind rhetorische Verstärker und hermeneutische Stützen:

„Die Heilige Schrift ist das höchste und ein göttliches Buch, voller Trost in allen Anfechtungen, denn es lehrt				
Glaube				sehen
Hoffnung	...	anders als die menschliche Vernunft	...	fühlen ... kann.“
Liebe				erfahren

<sup>14</sup> Offensichtlich ist Luther erst nach und nach klarer geworden, welche erkenntnistheoretischen Zusammenhänge mit der Übersetzung der teils lateinischen, teils griechischen und hebräischen Quellen ins Deutsche verbunden sind. Aus einer solchen Perspektive heraus entsteht rückblickend das „Sendschreiben vom Dolmetschen“ (1530). Der Text kann als eine Sammlung etymologischer Erfahrungen gedeutet werden, die man beim Übersetzen eines jeden ungewohnten Textes macht (vgl. WA 30,632-646).

<sup>15</sup> Die Begriffe und Begriffsnetze sind geistvoll, ihre Darstellung kreativ und in der Theologie neuartig. Unter anderem die Mitschriften der „Tischreden“ mitunter verknüpfen Wörter zu geometrischen Figuren – ein vernetztes Denken entsteht: zwischen dem Nestor und jenen Schreibern der Reden.

Der Inhalt bewirkt ein Denken, die Form ein Nachdenken. Und auch jene bekannte Anadiplose wird zu einer mehrfachen gedanklichen Herausforderung: für die eigene Biographie, für Wissen und Glauben, für die Weltgeschichte „*Gut macht mut, mut macht hohmut, Hohmut macht armut, Armut aber weh thut, wehthun macht widder gut.*“ [...] „Das ist der welt lauff ynn yhrem reyff und kreis und der menschen art; da wird nicht anders aus“ (Luther <sup>(WA 19, S.372,25–29)</sup>).

Ein ewiger Kreislauf, ein Teufelskreis. Geschichte wird zum Heute, Gegenwart spiegelt sich im Vergangenen. Wird der Mensch niemals klug? Luther hinterlässt eine Warnung, die mehr ist als eine bloße Anadiplose: nachhaltig – bis heute. Wo also stehen wir? Und was kommt danach (...)

Wenig bekannt ist, dass bereits im März 1521, also vor der Zeit auf der Wartburg,<sup>16</sup> wichtige Predigtentwürfe entstehen, die man später als *Lateinische Adventspostille* bezeichnet hat. Zur *Kirchenpostille* gehören dann diejenigen Predigten, die Luther nach Verlassen der Wartburg am 1. März 1522 u.a. in Borna, Zwickau, möglicherweise im April auch in Eilenburg sowie Torgau und ab Mai wieder in Wittenberg gehalten hat (Dülmen, Andrea 1983, S.92).

Die Kirchenpostille umfasst mithin all jene Predigten, die zwischen Frühjahr 1522 und Epiphania 1523 entstehen. Bekannt sind ferner die *Fastenpostille* (1525) sowie die *Hauspostille* (1544) – wiederkehrende Inhalte: eine feste Burg ist Gott und Glaube. Festigkeit des Glaubens, nicht ohne sprachliche Nuancierungen.

Typisch für die lutherische Denkweise sind jene religiösen und philosophischen Zusammenhänge, die sich bei ihm nicht selten in der logischen Form eines Dilemmas darstellen. Die damit erzeugte geistige Spannung bezieht den Leser nachhaltig ein, ohne dass eine Lösung vorweggenommen wird. Die Radikalität, mit der Luther eine vermeintliche Antwort vorschlägt, erweist sich auf Dauer als nicht lebensfähig. Das Dilemma ist eine gedankliche Vereinfachung, das Problem bleibt ungelöst. Der moralische Konflikt wird durch die unübersehbare Logik offenkundig. Und manches Trilemma wird verkürzt auf ein Entweder Oder (...) Die logischen Formen lösen die Dinge nicht, sie erhöhen die Ernsthaftigkeit.

Wodurch eigentlich sind all unsere Werke gerechtfertigt? – Jene Frage, die Luther nicht mehr losgelassen hat. Seine eigene Frage? Die Frage als Ausdruck seiner Selbstzweifel? War es richtig, das Christentum zu spalten? Eine Lebenslüge? Wird der Glaube stark genug sein?

<sup>16</sup> Für eine Periodisierung des Lebens Luthers sind die neun Monate auf der Wartburg eine Zäsur. Drei Phasen resultieren aus dem Wartburgerlebnis – jene Zeit davor in einem Gefühl des Getriebenen und Gejagten, die Zeit einer sich versenkender Kontemplation, exegetischer Produktivität und häufiger Anfechtung. Und schließlich die Rückkehr ins Leben und der Beginn einer gewissen Stabilisierung durch das Amt, die Universität, die Heirat. All dies legt nahe, dass man Luther verstehen müsse, um seine Werke in jenen drei Phasen überhaupt beurteilen zu können. Jede Biographie, die bislang über Luther erschienen ist und jede andere, die zukünftig erscheinen wird, ist der Versuch einer Deutung von Leben und Werk. Be-Deutungen zu erkennen überhaupt ist das Ergebnis von Deutungen. Auch das Un-Bedeutende erscheint vorübergehend als Interpretation, so lange, bis es Bedeutung erlangt. Die m.E. erste explizite biographische Deutung stammt von Erik Homburger Erikson (1902-1994) – er nennt das Buch „Der junge Luther“ – eine „psychoanalytische und historische Studie“ (New York 1958). Weitere Versuche finden sich bei Lucien Febvre: „Un destin. Martin Luther“ (Paris 1928; deutsch Frankfurt: Campus 1996, 2. Auflg.). Im Jubiläumsjahr ferner auch Eugen Drewermann (Hrsg.): Luther. Von den Juden und ihren Lügen. (2017) sowie Gerhard Wegner (Hrsg.): Von Arbeit bis Zivilgesellschaft (2017).

Die moralische Gegenkategorie des Glaubens ist der Unglaube, die Gegenpsychologie der Zweifel. Wird der Zweifel besiegt, so wird der Glaube gestärkt. Ein Kampf der Instanzen.

### *Die Werke und ihre Rechtfertigung - Ein ethisches Dilemma*

Sola fide – allein auf den Glauben komme es an, nicht auf die Werke. Hier schwingt das alte ora et labora<sup>17</sup> mit. Der Glaube werden geheiligt, nicht die Werke.

Die Moralkritik an den Werkheiligen durchzieht nahezu das gesamte Schrifttum Luthers. An Gott glauben. Ohne alle Werke glauben ... „unnd alßdenn werck thun, unnd on glawben sey keyn werck gutt“, so Luther.<sup>(WA 10,1,S.205,20)</sup> Der Glauben sei an sich gut, auch ohne Werke. Ohne Glauben seien keine Werke gut. Glauben wird zum rechtfertigenden Argument des Werkes: Der Glaube rechtfertigt das Werk. Gott rechtfertigt den Glauben. Was aber rechtfertigt Gott [...] Vor diesem Hintergrund entsteht 1520 der bedeutsame und bis heute nachhaltige Text „Von den guten Werken“, wo Luther seine Argumente für das gültige Gutsein eines Werkes zusammenträgt: ein Sermon über das Gute. Wenngleich das Attribut des Guten wissenschaftlich keineswegs streng bestimmt ist, so ist das Adjektiv im Sinne einer Negation des Bösen brauchbar. Und in dieser Bedeutung ist der Sinn des Guten üblich geworden: Legt man vereinfacht eine zweiwertige moralische Logik zugrunde, dann ist alles gut, was nicht böse ist. Die Logik ist zwingend. Der Zwang scheint logisch, solange man keine Ausnahmen betrachtet. Es wäre hier im Detail zu prüfen, ob in allen Fällen all jenes, was nicht direkt als böse erscheint, *allein* deshalb folgerichtig gut sein muss. „Zwar ist es nicht böse, aber gut ist es dennoch nicht.“ (...) Ist ein Krieg gegen das Böse allein dadurch ein guter Krieg? Die Jurisprudenz hat mit einer gewissen Klugheit an die Stelle der vagen Begriffe „gut“ und „böse“ die verbürgten Kategorien von „Recht“ und „Unrecht“ gesetzt.

Seither kann sie reklamieren, sie fälle keine moralischen, sondern stets juristische Urteile. Dies unterstellt, dass das juristische und moralische Recht an sich und für sich selbst – per Definition – als gut gelten, hingegen ein Handeln wider Recht und Moral als böse erscheint.

<sup>17</sup> Thomas Carlyle (1795-1881) wird später behaupten: „Ora est labora“ – wenngleich die so formulierte Gleichheit eher die Form einer vermeintlichen Gleichwertigkeit von Beten und Arbeiten hat. Nur der Alltag der Lebensformen wird nach den jeweiligen Umständen das Ungleiche gleichwertig machen können – sozial verträglich im gesamten Gemeinwesen und somit für den Einzelnen wirtschaftlich realistisch. Kann m.E. zudem das Beten als eine Art „contemplative Arbeit“ gedeutet werden, so ergeben sich Dimensionen, die über eine verengte Vorstellung von Arbeit und Arbeiten hinausgehen. Die Fähigkeit zur Contemplation muss erlernt und geübt werden. Und sie bedarf wie jede andere Arbeit der Geduld und inneren Kraft. Dort, wo der Mensch zu einer inneren Contemplation des Wahren nicht fähig ist, flüchtet er nicht selten in die äußere Welt der Waren und anderen Verführungen. Das Fehlen einer inneren Welt soll durch eine Scheinwelt kompensiert werden. Geld und Waren werden zu einer Ersatzreligion.

Und da diese „Religiosität“ nur kurzlebig ist, bedarf sie der ständigen Erneuerung. Der Ersatz selbst braucht wieder und wieder Ersatz, gefolgt von Ruhelosigkeit und Unzufriedenheit, unterbrochen durch eine nur kurzzeitige Befriedigung, bis der Kreislauf aufs Neue beginnt. Die innere Leere indes bleibt.

Selbstverständlich weiß man, dass das geltende juristische Recht nicht *schlechthin* Ausdruck des Guten, sondern Ausdruck des Willens einer gemeinschaftlichen, u.a. parlamentarischen Mehrheit ist: Die gesetzgebende Instanz rechtfertigt sich mit dem *Abstraktum*, Vertreter des Volkes als einem *Konkretum* sein zu wollen. Die Vorstellung über das Volk als eine moralische und mündige Instanz allerdings folgt dem Gedanken, dass dieses als gemeinschaftliches Subjekt mit einer Stimme spreche, mit einem Herzen fühle, einer gemeinsamen Moral verpflichtet sei, einer allgemein anerkannten Verfassung zustimme. Mancher im Volk indes empfindet den einen oder anderen Paragraphen nicht als ein Gesetz im Sinne des Volkswohls: bei Luther sind Gottes Gesetze gesetzt, in einer Demokratie sind die Probleme hausgemacht. Die Deutungshoheit des Parlaments hätte im Rahmen einer zweiwertigen Logik die Konsequenz, dass jene Vertreter einer Mehrheit das Gute für sich „mit Recht“ in Anspruch nehmen dürfen, woraus abgeleitet werden könne, dass Minderheiten, die einem Gesetz nicht zustimmen und damit also das Recht ablehnen, so auch das Gute verhindern und möglicherweise das Böse befürworten. Es sei das Böse selbst, welches dazu zwingt, manche Dinge rechtlich regeln zu müssen, so Luther. „Bosheit zwinget gut recht zu ordnen.“ (vgl. Luther <sup>(WA 51, S.356)</sup> Der Ordnungsgedanke beruht auf der Tatsache, dass zum Ordnen mit Vernunft allein das geltende Recht zuständig ist. Wer aber schafft Ordnung und Ordnungen im Detail? Gesetze gehen vom Parlament aus, Verordnungen von der Verwaltung. Drei Gewalten<sup>18</sup> bekanntlich sind spätestens seit Montesquieu direkt und indirekt an den Dingen beteiligt, Gewalten die allesamt käuflich sind: „... da nympt man gut und gelt und macht aus recht unrecht ...“ (vgl. Luther <sup>(WA 16, S.520)</sup> Es verwundert nicht, dass Luther vor allem der Jurisprudenz<sup>19</sup> skeptisch und sarkastisch gegenüber steht. In allen *rechtlichen* Zusammenhängen verbergen sich vielschichtige *moralische* Vereinfachungen und *ethische* Abstraktionen, die mit der Wirklichkeit schwer in Übereinstimmung zu bringen sind. Nicht das Recht ist die Rechtfertigung einer Moral, sondern die Ethik<sup>20</sup>

<sup>18</sup> In der Zeit von Reformation und Bauernkrieg entsteht etwas, was bildungsgeschichtlich bislang wenig untersucht worden ist. Es sind die sogenannten „Flugschriften“, die in einer Zeit frühester Frühaufklärung neben Kirche und Kaiser zu einer meinungsbildenden Instanz werden. Dass es in der Gegenwart den „Medien“ gelungen ist, eine neue geistige Gewalt aufzubauen, die das bislang behauptete Monopol anderer Kräfte einschränkt, ist von größter, auch geschichtlicher Bedeutung. Diese „Vierte Gewalt“ hat gegenüber den traditionellen Institutionen nicht nur eine kontrollierende, sondern vielmehr eine polyvalente Funktion, mit all ihren Schwächen an Macht und Ohnmacht (vgl. Precht, R.-D.; Welzer, H. 2022, 39ff. und 114ff.).

<sup>19</sup> So sind zahlreiche Belege der mehr als siebentausend überlieferten Tischreden ein Schimpf gegen die Juristen und Advokaten. „Die Juristen müssten die Theologie obenan sitzen lassen, oder sie müssten selbst auf das tiefste herunter. Um größere Übel zu vermeiden, muss man kleiner auf sich nehmen“, so die TR 1419. Und noch tiefer in der Kritik: „Ein Jurist ist ein Balkenträger; ein Theologe ein Splitterträger. Und ein Doktor juris ist ein Balkendoktor; ein Theologe ein Splitterdoktor. Ein Jurist ist nach menschlicher Weisheit klug; aber ein Theologe ist klug nach Gottes Weisheit.“ (TR 7018). Letztlich: „Ein junger Jurist, Theologe, Staatsmann will haben höchstes Recht, Heiligkeit, Gehorsam. Wozu das gut ist, lehrt der Ausgang der Dinge.“ (TR 2480) Und voller Sarkasmus: „Als für den nächsten Tag die Promotion eines Doktor juris bekannt gegeben wurde, sagte Luther: Morgen wird eine neue Schlange gegen die Theologen zur Welt gebracht.“ (TR 2809 b)

<sup>20</sup> Auf die Frage hin, womit sich eine bestimmte Ethik rechtfertigt, hat es den Versuch einer Metaethik gegeben, wodurch die Lösung des Problems nur auf eine andere semantische Ebene verschoben wird.

ist die allein begründende Grundlage von Recht und Moral. Und deshalb ist auch der lutherische Gedanke der „guten Werke“ ein folgenschweres Reduzieren moralischer Probleme und eine naive Vereinfachung ethischer Begründungen. Selbst in der Gegenwart ist das geltende Recht allein keine ethische Rechtfertigung moralischen Handelns, obwohl genau diese Deduktion üblich ist. Bereits die transparente Verschriftlichung eines Gesetzes gilt vermeintlich als hinreichend, um damit ein objektiv geltendes Recht ethisch zu begründen. Die Gefahr einer Wortgläubigkeit (Mauthner) ist nicht zu übersehen (...) Die Zeit der Frühaufklärung ist mithin durch zwei Tendenzen gekennzeichnet: durch die beginnende Reform des Rechtswesens und einer Korrektur der bislang herrschenden Gesinnungsethik<sup>21</sup>. Luther kritisierte die herrschende Rechtsauffassung, hat jedoch keine Alternative. Erst viel später tritt an die Stelle der absolutistischen Rechtsprechung tritt die *Gewaltenteilung* (Montesquieu), an die Stelle der Gesinnung die *Verantwortung* (Kant), an die Stelle des Suchens nach vermeintlich alles *erklärender* monokausaler Ursachen ein *Verstehen* von Bedingungen und das aufmerksame *Beobachten*<sup>22</sup> einer sich verändernden Welt.

Von Luthers *evangelischer Gesinnungsmoral* bis hin zu der späteren *protestantischen Verantwortungsethik* führt ein langer Weg der Aufklärung, zu sehr noch steht jener mit einem Bein im finsternen Mittelalter. Immerhin jedoch ist er ein deutlicher Kritiker der damaligen Jurisprudenz, die keinerlei Ersatz für jene einzig gutseiende Moral ist, die allein aus dem christlichen Glauben resultiert. Die moralische Reichweite des besten Gerichts ist begrenzt. Der Arm des Gesetzes ist oft zu kurz. Aber auch Glaube und Unglaube sind keine juristischen Argumente. Und eine Lüge ist nur dann ein Fall für den Richter, wenn es um die Feststellung von Wahrheit im Zusammenhang mit einer Straftat geht. Lügen und Betrügereien findet man in allen Berufen und Ständen<sup>23</sup>, selbst unter den käuflichen Ämtern. So gehören die Advokaten nicht zu den Freunden Luthers. Bei allem Misstrauen gegen eine Vielzahl der Berufe ist die Häufigkeit von Ausfällen vor allem gegen die Juristen und Advokaten bei Luther besonders hoch. Man wollte moralische Gerechtigkeit. Und hat das juristische Recht bekommen. Und das moralisch beanspruchte Monopol der Rechtsprechung wird fragwürdig, wenn selbst diese sich auf Lügen und Lügner gründet.

„*Omnis homo mendax*“, so Luther<sup>(WA 6,S.227,24)</sup> - „*Alle Menschen sind falsch, lügen und betrügen*“ (ebd.), dies die bittere Beobachtung Luthers und der sich daraus ergebende Schluss<sup>24</sup>.

<sup>21</sup> Allerdings setzt Luther an die Stelle der dem Papst verpflichteten Gesinnungsethik lediglich eine neue Moral konfessioneller Gesinnung. Zum Durchbruch einer Verantwortungsethik kommt es nicht.

<sup>22</sup> Hier ist Beobachtung in einem weitreichende Sinne gemeint. Systeme beobachten Systeme, meint Luhmann. Damit wird eine funktionale Existenzweise auch individueller und gesellschaftlicher Subjekte angedeutet. Die zeitweilige Überbetonung hermeneutisch geleiteten Verstehens hat gleichsam nicht dazu beigetragen, die Fähigkeiten des Beobachtens und Beschreibens zu schulen. Ein Verstehen ohne genaues „Beobachten“ ist nur eine neue Form des Nichtverstehens.

<sup>23</sup> Georg Paul Hönn (1662-1747) hat in seinem „*Betrugs=Lexikon*“ (1721) nahezu alle Berufe und Stände erfasst und einige der üblichen Betrügereien beschrieben.

<sup>24</sup> Es sei erwähnt, dass es sich bei genauerer Betrachtung dieser auf Psalm 116 zurückgehenden Behauptung um eine selbstbezügliche Aussage handelt. Wenn es nämlich stimmt, dass alle Menschen lügen, dann wäre auch diese Aussage, „dass alle Menschen lügen“ eine Lüge. Der Allsatz fällt auf

Die Frage nach den guten Werken erweist sich mithin als lebensphilosophisches Problem. Weder Gericht noch Kirche, weder Staat noch Schule kann für sich das Privileg von Recht und Gerechtigkeit in Anspruch nehmen. Das Problem einer Beurteilung der Werke ist lediglich eine Spitze eines moralischen Eisberges, dessen Untiefen erst nach und nach ahnbar werden. Und dessen Ur-Grund unerkennbar bleibt: „Durch die Fragen über Rechtfertigung, gute Werke, Unfreiheit des Willens etc. kam die ganze Ethik mit aufs hohe Meer. – Es taucht auf: Gott schaffe auch das Böse.“ (Burckhardt<sup>(KGA 26,S.555)</sup>) Die Frage nach der Möglichkeit des guten Menschen ist berechtigt, aber es gibt keine Lösung. Historisch entspricht die Frage nach den „guten wercken“ dem Zeitgeist der Reformation. Wenngleich keine neuen Antworten möglich sind, so werden zumindest neue Fragen aufgeworfen oder wiederholt gestellt. Formuliert man den Titel „*Von den guten Werken*“ in der Sprache einer Frage, so erscheint dies ohne Zweifel berechtigt und hilfreich: Wann ist ein Werk gut? Wodurch wird ein Werk gut? Was müsse der Mensch tun, damit seine Werke gut sind: Vor Gott? Oder vor sich selbst? Oder vor seinem Nächsten? Oder ist das Werk – dann und nur dann – gut, wenn es für alle genannten gut ist. Sind gute Werke aber dreifach teilbar? Und wenn ja, ist das Gute ein Kompromiss zu gleichen Teilen? Ist jede *nützliche* Arbeit schließlich eine Arbeit an *guten* Werken? Sind die Nützlichkeit und Brauchbarkeit geeignete moralische Kriterien?

„... ob sie das auch gut werck achten, wann sie arbeyten yhr handtwerck, ghan, sthan, essen, trinken, schlaffen und allerley werck thun tzu des leybs narung odder gemeinen nutz ...“ (Luther<sup>(WA 6,S.205,15)</sup>) Es ist offenkundig nicht ausreichend, die Frage nach einem guten Leben allein damit beantworten zu wollen, was alles man des Tags so getan habe. Das Gute ist keine bloße Summe, die Antwort auf die Frage nach einem guten Leben keine Aufzählung von Tätigkeiten. Da ließe sich manches auf- und erzählen, da gäbe es kaum noch einen unmoralischen Menschen. Es muss also einen tieferen Grund geben, was das Gute ausmacht. Was auch immer der Einzelne tun mag: Ist es ein Werk aus dem Glauben heraus, dann komme es auf die Art des Werkes nicht an. „In diezem glauben werden alle werck gleich, und ist eintz wie das ander, fellet ab aller unterschiedt des werck, sie sein grosz, klein, kurtz, lang, viel odder wenig.“ (Luther<sup>(WA 6,S.206,33)</sup>) Indes: Luther schwankt. Betrachtet man die Werke in ihren Folgen, so seien Unterschiede dennoch zu erkennen. Der „Unterscheid“ wird sichtbar, wenn man die Werke nicht mit dem Glauben, sondern untereinander vergleicht. Die scheinbare Gleichheit ist ein Trugschluss. Die Werke sind in ungleichem Maße gut. Alle Werke sind in gleichem Maße ungut: „*Und wie wol ich droben gesagt, unnd war ist, das kein unterschiedt ist unter den wercken, wo der glaube ist und wirckt, so ists doch zuvorstehn, man sie gegen dem glauben und seinem werck geachtet werden: aber sie untereinander zumessen, ist ein unterschiedt und eins hoher dan das ander.*“ (Luther<sup>(WA 6,S.217,12)</sup>)

---

*Luther selbst zurück, er wird zum Opfer der Selbstbezüglichkeit. Und der sich daraus ergebende Schluss würde bedeuten, dass doch nicht alle Menschen lügen, weil diese Behauptung eine Lüge sei. Wenn aber alle Menschen die Wahrheit sagen, dann wäre wiederum Luthers Aussage, dass sie lügen, wahr. Und daraus folgt, dass alle Menschen lügen und betrügen. Luther hat diesen bösen Zirkel nicht geahnt, er hätte wissen müssen, dass Allsätze immer dann gefährlich sind, wenn sie sich auch auf den Autor selbst beziehen. Dennoch kann man davon ausgehen, dass der Leser dieser lutherischen Behauptung damit umzugehen weiß.*

Die Relativierung zwischen gut und weniger gut entspricht unser aller Erfahrung. Der Begriff „Wert“ hat nur Sinn im Rahmen eines Systems von Wert. Der Wert eines Dings misst sich am Wert eines anderen. Das Gute eines Werkes mithin ist besser und weniger gut in Bezug auf das Gute eines anderen Werkes. Was aber ist der letzte Maßstab, an dem alles gemessen werden kann (...) Hier deutet sich jenes erkenntnistheoretische Problem an, inwiefern es zulässig ist, Handlungen nach ihrer moralischen Qualität abzustufen (Kohlberg): jede Stufe ein Maß, jede Form der Stufung eine Form des „Messens“. Wir wissen nicht einmal, ob unser „Maß-Stab“ eine lineare, ein logarithmische – oder eine völlig andere – Teilung hat. Wenn alles<sup>25</sup> nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet sei, dann beginnt vielleicht irgendwann auch eine Vermessung der Moral, eine Digitalisierung ethischer Maßstäbe. Die Arithmetik des Glaubens, für den bislang galt, dass er weder teilbar noch zu vervielfältigen ist: der Glaube gilt als das Eine und Unteilbare. (Hl. Schrift<sup>(Jes 26.40)</sup>)

Was also sind die dem Werk äußeren Kriterien für dessen Gutsein, was die inneren Beweggründe. Weder die *Psychologie der intrinsischen* noch die *Soziologie des extrinsischen* Motive sind für sich genommen hinreichend. Wenn Luther antwortet, dass all jene Werke gut sind, die aus einem tiefen Glauben heraus verrichtet werden, so verschiebt sich das Problem lediglich und wirft neue Fragen auf. Gott ist das extrinsische Motiv allen Seins, der Glaube dessen intrinsische Folge. Ein christliches Werk ist dann *moralisch gut*, wenn der Glaube, dem das Werk entspringt, *christlich* ist. Wodurch aber ist der Glaube gut – wodurch jene christliche Moral *ethisch* gerechtfertigt? Die Selbstrechtfertigung des Glaubens stets führt zu Gott als letzter Instanz. Gibt es eine Ethik die über den Konfessionen, eine Maxime, die über den Religionen steht, ein Prinzip, welches für jeden mit und ohne Religion tragfähig ist? Die praktische Moral erhält ihre Rechtfertigung notwendig durch die „Kritik der praktischen Vernunft“ (Kant), durch das moralische Gesetz, von welchem man gesagt hat, dass auch Gott diesem universalen Sittengesetz unterworfen sei. – Wodurch aber ist diese höchste, universale praktische Vernunft wiederum selbst moralisch gerechtfertigt? An die Frage der Moral schließt sich stets die Frage nach deren ethischen Legitimation an. Mit der Problem der Rechtfertigung und der Rechtfertigung einer Rechtfertigung tritt die philosophische und einzelwissenschaftliche Diskussion über moralische Entscheidungen und ihre Folgen in ein neues Stadium. Bislang suchte man nach einer end(...)gültigen Moral, nunmehr nach einer endgültigen Rechtfertigung. Geradezu lässt sich behaupten, dass ein neues Fachgebiet<sup>26</sup> entstanden sei.

<sup>25</sup> Neben der Dreifaltigkeit Gottes als das Eine von Vater, Sohn und Heiligem Geist entwickelt Augustinus eine dreifache Analogie von Maß, Zahl und Gewicht (*De Trinitate* XI, 11. 18): Der Vater bestimmt das Maß aller Dinge, der Sohn deren Zahl, der Heilige Geist deren Gewicht: „mensuram, numerum, pondus, etiam in ceteris omnibus rebus animadvertenda praelibaverim.“ (ebd.)

<sup>26</sup> Aus der Vielzahl sich an Donald Davidson (1917-2003) anschließenden Literatur sei lediglich verwiesen auf Saul A. Kripke (1940-2022), insbesondere auf den Text „Name und Notwendigkeit“ (Frankfurt: Suhrkamp 1993, 61ff.) sowie auf dessen Buch „Wittgenstein über Regeln und Privatsprache“ (Frankfurt: Suhrkamp 1987, 93 ff.). Hatte die Mathematik die Unterscheidung zwischen notwendigen und hinreichenden Bedingungen eingebracht, so widmen sich auch Philosophie und Logik diesem Problem: Was ist die Bedingung dafür, dass eine Bedingung als eine hinreichende Bedingung gilt (Kripke 1993, 57). Neue Konnotationen entstehen: Wahrheitsbedingungen, Behauptbarkeitsbedingungen und Rechtfertigungsbedingungen (Kripke 1987, 96 ff.). Die

Wird die Rechtfertigung durch die Allmacht Gottes fragwürdig, so richtet sich die Suche auf eine gleichwertige rechtfertigende Instanz: Ist es die Logik? Ist sie die spät entdeckte Logik – eine neue Religion? Zudem gräbt sich die bewusste Suche nach der Rechtfertigung in das Unbewusste des Menschen ein – man mag die Frage selbst sublimieren, die Antwort verdrängen oder sie durch Ersatzantworten zu bestätigen. Was noch ist verlässlich, was gerechtfertigt? Zu trügerisch der religiöse Glaube, zu willkürlich das juristische Recht, zu unsicher der moralische Instinkt. Was bleibt? Hat Archimedes in der Himmelsmechanik nach einem festen Punkt gesucht, so suchen die „Praktische Philosophie“ und „Praktische Theologie“ gleichsam nach einem feststehenden moralischen Axiom. Luther hätte sehen können, dass all jene Fragen in einen Syllogismus „unzähliger“ Konklusionen münden, möglicherweise in einen „unendlichen“ Regress, an deren Ende immer ein Wesen in seiner Unendlichkeit, unermesslichen Güte und gedachten Vollkommenheit steht. Die Unzählbarkeit regressiver Schlüsse wirkt ermüdend. Auch der Begriff des Regresses erweist sich als keine endgültige Lösung. Deshalb wäre außerhalb der Mathematik die Formulierung des *Unzählbaren*<sup>27</sup> angemessener als die voreilige Behauptung einer Konklusion bis hin zum *Unendlichen*. Kombiniert man die Alternativen mit/ohne Glauben und mit gläubigen/ungläubigen Werken miteinander, so ergibt sich m.E. folgende Fallunterscheidung:

- |  |                                      |
|--|--------------------------------------|
| 1) Reiner Glauben ohne jegliche Werke      | → Hedonismus, Bettelmönchtum         |
| 2) Tätiger Glauben, aber sekundäre Werke   | → Protestantismus, insbes. Pietismus |
| 3) Werke ohne jeglichen Glauben            | → Materialismus, Atheismus           |
| 4) Heiligung der Werke, sekundärer Glauben | → Werkheiligkeit, Werkgerechtigkeit  |

Das sich andeutende Dilemma wird offenkundig, wenn gefordert wird, dass man sich ausschließlich durch den Glauben, nicht durch die Werke allein vor Gott rechtfertigen und die ewige Seligkeit erlangen könne. Immanuel Kant wird später in ähnlicher Weise feststellen, dass allein die Absicht darüber entscheidet, ob eine Handlung moralisch gut sei – nicht das Ergebnis der Handlung<sup>28</sup>. Fehlt also einer Handlung der christliche Glaube, dann wird die Handlung nicht allein durch das moralisch gute Werk vor Gott gerechtfertigt.

---

*Fragestellungen verfeinern sich. Es gibt keine einfachen Antworten. Manches, was als feststehend galt, wird fragwürdig.*

<sup>27</sup> *Auf die Ähnlichkeit von Unzählbarkeit und Unendlichkeit hat bereits Augustinus aufmerksam gemacht (De trinitate XI, 8.12). Für den Menschen ist es unerheblich, ob er es mit einer Unzählbarkeit der Dinge oder der Unendlichkeit der Welt auf sich hat: beides übersteigt seine Vorstellungskraft.*

<sup>28</sup> *Dass diese Forderung von Kant berechtigt ist, illustriert folgendes Beispiel. Ein verbrecherischer Mensch will einen Zug zum Entgleisen bringen. Er stellt deshalb eine Weiche in die falsche Richtung. Was er nicht wissen konnte, ist die Tatsache, dass die Weiche bereits falsch stand. Durch sein Tun wird die Weiche in die richtige Richtung gestellt, so dass der Zug nicht entgleist. Für einen neutralen Beobachter mag es scheinen, dass der Mann eine moralisch gute Tat begangen hat. Die Wahrheit allerdings besteht darin, dass die ursprüngliche Absicht moralisch verwerflich ist.*

Bei Luther gibt es eine gewisse einseitige kausale Beziehung von Werk und Glauben. „Dem glawben werden werck wol folgen, den wercken aber folget nymmermehr glawben.“ (Luther<sup>(WA 7,S.389)</sup> Hat der Mensch einen rechten Glauben, dann bringe dieser auch die rechten Werke hervor. Ein Umkehrschluss ist nach Luther nicht zulässig. Jedoch an anderer Stelle immerhin: „... thust im glauben gegen Gott dein arbeit, so ist`s ein geistlich werck.“ (vgl. Luther<sup>(WA 49,S.532)</sup> Und schließlich 1525 in der *Fastenpostille*: „Gutte werck machen nicht Christen, Sondern Christen machen gutte werck ...“ (Luther<sup>(WA 17,2,S.34)</sup> Und als Veranschaulichung: „... wie die frucht macht nicht den bawm, sondern der bawm macht die frucht.“ (ebd.) Häufig nutzt Luther, wie auch an dieser Stelle, einen Umkehrschluss, um das Richtige mit Verweis auf das Falsche zu verdeutlichen. Alle Werke bleiben Stückwerk, nur der Glaube sei vollkommen. Oder ist der Glaube auch nur ein Teil im moralischen Stückwerk der Elemente? Alle Arbeit, alles Wissen, alle Werke für sich genommen sind Stückwerk. „Denn unser wissen ist stuckwerck, und unser weyssagen ist stuckwerck. Wenn aber komen wird das volkomen, so wird das stuckwerck auffhören“, wie die *Fastenpostille* prophezeit. (vgl. Luther<sup>(WA 17,2,S.161)</sup> Der Glaube und das Werk verhalten sich m.E. wechselseitig wie Grund<sup>29</sup> und Folge. So heißt es in der *Fastenpostille*: „Gutte werck machen nicht Christen, sondern Christen machen gutte werck ...“ (vgl. Luther<sup>(WA 17,2,S.34)</sup> Als Veranschaulichung führt Luther das folgende Gleichnis an: „... wie die frucht macht nicht den bawm, sondern der bawm macht die frucht.“ (ebd.) Luther indes übersieht, dass unter fruchtbaren Umständen aus mancher Frucht mancher Baum entstanden ist (...) Wann also sind Werke nicht nur eine sekundäre Ergänzung, sondern bereits bewusster Grund des Glaubens: Manches Werk erweist sich als Grund, aus dem der Glaube entsteht. Und ein Werk geschieht aus dem Glauben heraus, wenn es selbst den Glauben festigt und bekräftigt. Es mag Situationen geben, da befallen einen Menschen Zweifel und Anfechtung – dann bedarf der schwankende Glauben einer äußeren Bekräftigung, damit die innere Kraft, glauben zu können, zurückkehrt. Auch sind all jene Werke Ausdruck des rechten Glaubens, wenn diese andere Menschen zum Glauben ermutigen und befähigen. Dies das Amt des Pfarrers, jenes der Beruf des Lehrers. Ein Dichter oder ein Komponist, der mit seiner Kunst dazu beiträgt, den Glauben an Gott zu finden, hat ein weises Buch geschrieben, eine großartige Musik komponiert. – Und schließlich bewirkt manche Heilung eines Kranken, dass jener einen tiefen Glauben an Gott und eine große Dankbarkeit gegenüber dem Arzt empfindet. So hat der Pfarrer etwas vom Beruf des Arztes, vom Amt des Lehrers oder der Arbeit eines Psychologen. Früher beichtete man etwas dem Pfarrer, später dem Lehrer, heute dem Psychologen oder Psychoanalytiker: jene Ingenieure der Seele, die Zeuge werden von Dingen, die sonst eigentlich nur Gott sieht und hört. Dies verleiht einem solchen Seelenamt Macht oder Ohnmacht, Vertrauen oder Misstrauen, verbunden mit Wissen und Gewissen.

---

<sup>29</sup> Die kausalen Zusammenhänge a) zwischen Grund und Folge sowie b) zwischen Ursache und Wirkung sind nicht miteinander identisch. Dass etwas einen Grund hat, worauf etwas folgt, ist ein Zuschreibung auf der Grundlage der Logik. Dass etwas physisch bewirkt wird, hat eine oder mehrere Ursachen. Ist der Glaube der Ur-Grund für alles, dann wären die Schöpfung dessen Folge und die Werke deren Wirkung. Allein in der Theologie ist es zulässig, gleichzeitig und gleichrangig von Ur-Grund und Ur-Sache sowie von Folge und Wirkung zu sprechen.

Luther nennt es Anfechtungen des Teufels. Man kann es als Selbstzweifel empfinden, wenn sich das Gewissen meldet – jene Instanz, die Kant als den „inneren Gerichtshof“ eines Menschen bezeichnet hat – das „moralische Gesetz in mir“, im Menschen selbst. Und so, als würde Kant Luther nachträglich recht geben, meint jener und dies sogar mehrmals: „Moral also führt unumgänglich zur Religion [...] Moral führt unausbleiblich zur Religion“ (vgl. Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorrede zur ersten Auflage. Berlin 1981, 95 und 97 (Fußnote)).

### *Erstes Gähnen<sup>30</sup> der Vernunft – Anzeichen der Frühaufklärung*

Seit Platon<sup>31</sup> hat die Lichtmetaphorik die zögerlich beginnende Frühaufklärung beeinflusst. Das in der „Politeia“ in Buch VIII dargestellte Streben nach Wissen, kann man m.E. als den Gedanken eines ersten Hahnenschreis der entstehenden Erkenntnis- und Sprachkritik charakterisieren. (vgl. Platon.<sup>(PW 4,VII,514–519)</sup>) Schleiermacher nennt es in seiner Übersetzung die Alternative zwischen „Bildung und Unbildung“, paideia und apaidesia (vgl. Platon.<sup>(PW 4,VII,514 a)</sup>). Der einzig mögliche Weg aus der Schattenwelt der Unwissenheit ist die Suche nach Wahrheit – nach Wissen und Gewissheit. Wenn der Kampf gegen Unwissen- und Blindheit ein erster Anfang der Aufklärung ist, dann ist Luther hier – und aber nur hier – Vertreter dieser frühgeschichtlichen Entwicklung. Noch ehe Aufklärung zur Epoche wird, zeigt sie sich im Kleinen und Kleinsten, auch in der Theologie. Das, was im 18. Jahrhundert zu einem großen Begriff wird, ist in der Antike nicht mal ein Wort. Das, was Francis Bacon als einer der Ersten an aufgeklärter Sprachkritik entwickeln wird, hat seine Quellen auch in der deutlichen Sensibilisierung der Sprache durch Luther. Aufklärung also beginnt dort, wo von ihr als solcher noch gar nicht die Rede ist. Noch fehlt das rechte Wort, die Zeichen aber sind da: Platon nennt es ein Umlenken des Denkens, durch geduldige „Gewöhnung und Übung“ (vgl. Platon.<sup>(PW 4,VII, 518 e)</sup>) „Erziehung ist Umlenkung der Seele“, so die Übersetzung von Schleiermacher (ebd.). Auch nachdem die Beschreibung des Höhlengleichnisses eigentlich abgeschlossen ist, kommt Platon später noch einmal auf den eigentlichen Hintergrund zurück. So folgt auf das Beschreiben (vgl. Kap. VII, 514) eine tiefere Erklärung (VII, 533): vier kognitive Stufen seien zu unterscheiden: die erste Abteilung sei das Wissen, die zweite das Verständnis, die dritte der Glaube, die vierte die Wahrscheinlichkeit (vgl. Platon.<sup>(PW 4,VII, 533 c)</sup>)

<sup>30</sup> *Der Gedanke stammt von Friedrich Nietzsche, der gewissermaßen nebenbei in der „Götzen-Dämmerung“ eine Periodisierung der Philosophiegeschichte formuliert hat. Auf die Periode einer „wahren Welt“, die noch „unerreichbar, unbeweisbar, unversprechbar, aber schon als gedacht ein Trost, eine Verpflichtung, ein Imperativ“ sei, folgt eine neue Zeit: jene wahre Welt – aber „unerreichbar? Jedenfalls unerreicht. Und als unerreicht auch unbekannt. Folglich auch nicht tröstend, erlösend, verpflichtend: wozu könnte uns etwas Unbekanntes verpflichten? ... (Grauer Morgen. Erstes Gähnen der Vernunft, Hahnenschrei des Positivismus“ (Nietzsche, Götzen-Dämmerung, 2008, 28)*

<sup>31</sup> *Die Zitate sind entnommen bei Platon. Werke in acht Bänden, Griechisch und Deutsch. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2011 (im folgenden PW). Zu beachten ist, dass die Herausgeber in den einzelnen Übersetzungen verschiedener Autoren verwenden, die Fassung der „Staat“ stammt von Schleiermacher (PW 4), ebenso „Phaidon“ (PW 3), die „Gesetze“ von Schöpsdau (PW 8). Dieser Umstand kann im Detail bestimmte Eigenheiten der Übertragung mit sich bringen.*

Demnach würden Wissen + Verstehen = die Erkenntnis ergeben, das Glauben + Fürwahrhalten = das Meinen.<sup>32</sup> Diese von Platon stammende scheinbar lineare Rangfolge kognitiver Stufen ist zum Teil irreführend: Nicht selten stehen die geistigen Fähigkeiten nebeneinander, drängt sich das eine vor das andere, wechseln sie ihre Bestimmung und Funktion. Niemals lässt sich der Mensch nur vom Glauben oder nur vom Wissen leiten. Dazwischen liegen mannigfaltige Formen des Meinens und Fürwahrhaltens von Erfahrungen, für es noch kein anerkanntes Wissen gibt. Im Anschluss u.a. an Platon entwickelt dann Augustinus dann jenes System eines Erkenntnis- und Begehrungsvermögens: der Vater besitzt das Vermögen der Erinnerung (*memoria*), der Sohn die Fähigkeit des Erkennens (*intelligentia*) und der Einsicht (*ratio*) auf der Grundlage der „verstandes- und vernunftbegabten Seele“: *anima rationali vel intellectu* (*De trinitate* XV, 1.1). Der Heilige Geist schließlich ist der Inbegriff von Willen und Liebe (*voluntas* und *amor*): Gott wird mithin als dreieiniger Gott gedacht, m.E. als ein Zusammenwirken von drei Funktionen in ihrer Einheit. Wie auch immer: „Gott ist das Licht“ (*lux*) – woraus folgt: „Gott ist die Wahrheit“ (*veritas*) (*De trinitate* VIII, 1.2). Glaube und Wissen entsprechen dem Licht, Unglaube und Unwissen indes bedeuten Finsternis (*ignorantia* demersus) oder „große Blindheit“ (*magna cecitate*; *De trinitate* XIV, 7.9). Das Frühchristentum hat seine antike Lektion gelernt. Der monotheistische Gott tritt auf. Die Trinität entfaltet sich. Die vielschichtigen Erkenntnisvermögen selbst bilden eine Dreieinigkeit. Augustinus nennt es eine „Dreieinigkeit der Denkweisen“ (*Trinitates cogitationum*, *De trinitate* XI, 8.12). Und alles Begehrungsstreben richte sich auf die Liebe: zu Gott! Die Stärkung des Glaubens bedeutet mithin: 1) Erlernen von Wissen und 2) Erziehung zu Willen und Liebe: der Liebende und die Liebe (*amans et amor aut sciens et scientia*, *De trinitate* IX, 4.6). Und Gott selbst ist der Lehrer des Lernens (*discite*). Und Gott selbst ist die Liebe: „*Et deus dilectio est.*“ (*De trinitate* VIII, 7.11): Er lehrt den Menschen, weil er ihn liebt – eine pädagogische Nächstenliebe. Jene geistige Welt ist voller Gleichnisse, voller Allegorien und Metaphern. Luther allerdings ist misstrauisch gegen solcherart Allegorien: Die alten Kirchenväter „haben zu irer zeit eine sonderliche lust und liebe zu den Allegoriis gehabt, sind damit umbher spaceret ...“ (vgl. Luther<sup>(WA 16, S.68)</sup> Wer sich also mit den Propheten beschäftige und zu viel an Gleichnissen benutzt „der handele sie nach dem glauben und messige sich der Allegorien“ (vgl. Luther<sup>(WA 16, S.71)</sup> Der Anfang aber ist gemacht: Das Gleichnis des Lichts wird nie wieder aus dem Denken der Menschen verschwinden – auch deshalb nennt man sie Lichtwesen. Die Antike verinnerlicht das Licht, das Christentum vereinnahmt es.

<sup>32</sup> Nicht zufällig greift auch Kant diese Kategorien auf: Dem bloßen Glauben folgt das Meinen, erst auf höherer Stufe entsteht Wissen. In der „*Kritik der reinen Vernunft*“ nennt er es einen „*Kanon der Vernunft*“: „*Vom Meinen, Wissen und Glauben*“ (vgl. *KrV* B 848/A 820 – B 849 / A 821 (53124) Der „*Proberstein des Fürwahrhaltens, ob es Überzeugung oder bloßes Überreden sei*“, ist allein die *Vernunft, die sich auf Wissen gründet* (ebd.). Das Fürwahrhalten „hat folgende drei Stufen: Meinen, Glauben und Wissen. Meinen ist ein mit dem Bewusstsein sowohl subjektiv, als objektiv unzureichendes Fürwahrhalten.“ (ebd.) Wissen dagegen ist eine Stufe des Fürwahrhaltens, welches sich auf eine „*subjektive Zulänglichkeit*“ (= *Überzeugung*) gründet und diese, wenn sie auch objektiv zureichend ist, zur Gewissheit führt (vgl. B 849 / A 821 – B 850 / A 822 (53213) sowie auf der Folgeseite (B 850 / A 822 – B 851 / A 823 (53301)

„Der glaube ist ein liecht“, meint Luther visionär (vgl. Luther<sup>(WA 24,S.319)</sup>) Oder an anderer Stelle, dass „... unßer vornunfft eyn liecht sey“ (vgl. Luther<sup>(WA 10, I.I. S.238)</sup>)

Und zur o.g. Vernunft gehört ebenso der Verstand, streng unterschieden bereits bei Augustinus, weniger streng bei Luther: „Zund uns eyn liecht an ym verstand.“ (vgl. Luther<sup>(WA 35,S.446)</sup>) Türen auf, dass licht wird. Die Gefahr einer Inflationierung des Attributs ist nicht zu übersehen, die Tendenz einer gewissen Beliebigkeit nicht zu verkennen. Jedes Gleichnis stößt irgendwo und irgendwann an seine Grenzen – eine Stelle, für die es nicht mehr taugt. Und sogar kontraproduktiv wirkt. Gleichnisse werden ideologie- und sprachkritisch hinterfragt. Dies ist bezüglich der Lichtmetaphorik noch nie versucht worden.

### *Luther – eine Gestalt der Weltgeschichte?*

Dass Leben und Werk von Luther in die Kirchengeschichte, die Regionalgeschichte und Biographieggeschichte gehören, ist unbestritten. Ist er aber auch hinreichend bedeutungsvoll für eine Universalgeschichte, die Reformation von weltgeschichtlicher Geltung oder doch nur von begrenzter regionaler Bedeutung? Die Texte selbst geben Antwort. Offenkundig sind Leben und Werk Luthers so anregend, dass sich um den Menschen viele Beschreibungen und Deutungen ranken. Dabei wird in allen wissenschaftlichen Annäherungen sichtbar, dass zu Leben und Werk manch Widersprüchliches gehört, so dass man sich vor Einseitigkeiten in alle Richtungen hüten sollte. Einige Belege erscheinen als besonders originär:

a) *Jacob Burckhardt*: Es ist die Sprachgewalt von Jacob Burckhardt (1818-1897), die eine neue historiographische Form der Geschichtsdarstellung einleitet, verbunden mit einer nahezu einmaligen Belesenheit bis in die Kleinigkeiten<sup>33</sup>. Die Nachgeschichte ist beides: Luther wird hypertrophiert oder beargwöhnt, auch bei Burckhardt. Luther polarisiert. Wer also war Luther wirklich? Die Weltgeschichte sucht nach einer Deutung dessen, was Reformation in einem tieferen Sinne gewesen sei: was der einfache Mensch vor, während und nach der Reformation empfunden haben mag. Die Mentalitätsgeschichte (die es in Deutschland kaum gibt), fragt neben den äußeren Ursachen vor allen nach den inneren Wirkungen: tiefenpsychologisch, religionssoziologisch, sozialetisch. Burckhardt liest sich wie ein spannender Roman. Man meint, Nietzsche<sup>34</sup> zu hören. Und das Lutherbild wird schwankend (...)

<sup>33</sup> *Verwiesen sei auf die umfangreichen Fußnoten, die manches im Text belegen, veranschaulichen und vertiefen. Allein die Kommentare umfassen 350 Seiten. (Burckhardt<sup>(JBW 10,S.1198–1535)</sup>) Hinzu kommt das Personenregister mit wichtigen Daten und Hintergründen ( Burckhardt<sup>(JBW 10,S.1589–1691)</sup>) Der Leser, der diese Fülle jener „An-Merkungen“ nicht scheut, wird manchen Gewinn daraus ziehen: wie Burckhardt gearbeitet, über welche Quellen er verfügt hat, wie überhaupt er Zusammenhänge herstellt, so dass sich die Vision einer Epoche ergibt – und nicht nur eine Sammlung geschichtlicher Daten. Dass geradezu die Bühne einer europäischen Epoche entsteht, beweist die Weitsicht und zeigt, dass Aufklärung nur gesamteuropäisch gedacht werden kann. Die Kritische Gesamtausgabe ist mit 29 Bänden geplant (C.H.Beck). Hier wurde chronologisch folgerichtig lediglich die „Neuere Geschichte“ (Bd. 26) herangezogen. Dass auch alle anderen Epochen ein bildungsgeschichtlicher Fundus sind, steht außer Frage: das oft totgesagte Studium der Geschichte lebt – ein Verstehen von Tiefe.*

<sup>34</sup> *Dies ist ein Irrtum. Vielmehr verhält es sich so, dass wenn man später Nietzsche liest, meint, Burckhardt zu hören. Es wäre eine rhetorische Untersuchung wert, Gemeinsames und Unterschied zu markieren. Zudem ist die Behauptung, es würde sich in der Beziehung zwischen beiden um die eines Lehrers und Schüler handeln, zu einfach. Enrico Müller (Greifswald) belegt an dem Briefwechsel*

Wenngleich Burckhardt noch nicht über die bei Böhlau erschienene *Kritische Gesamtausgabe* der Werke Luthers (1883-2009) verfügen konnte (vgl. Weimarer Ausgabe, WA, 73 Bde.), so arbeitet er immerhin mit der sogenannten *Erlanger Ausgabe* (EA, 1826-1868, 68 Bde.), zusätzlich auch mit einzelnen Primärschriften (vgl. Burckhardt<sup>UBW 10,S.1173</sup>) Von den noch heute wichtigen Sekundärschriften zur lutherischen Berufs- und Sozialethik hat Burckhardt vor allem die Werke von Wilhelm Maurenbrecher<sup>35</sup> (1838-1892), Professor in Bonn, Königsberg und Leipzig, verwendet (vgl. Burckhardt<sup>UBW 10,S.1175</sup>). Die Lutherzeit tangierend, gehören ferner auch die wichtigen Schriften von Calvin, Melanchthon und Zwingli zu den bei Burckhardt erwähnten Werken: Text und Kontext zugleich (vgl. Burckhardt<sup>UBW 10,S.1155f. und 1175 sowie 1190f.</sup>).

b) *Fritz Mauthner*: Es war der weitsichtige Gedanke von Fritz Mauthner (1849-1923), erstmalig eine Geschichte des Atheismus zu rekonstruieren. Das Ergebnis ist monumental – wenn auch waghalsig. Zudem ist es nicht nur eine Folge sich ablösender Weltanschauungen: die Entwicklung des *Atheismus* ist bei Mauthner eine Geschichte der *Sprachkritik*. In dieser originären Verknüpfung ist das Werk erstmalig und bis in die Gegenwart einzigartig.

c) *Max Weber*: Es war schließlich die weitgreifende Idee von Max Weber (1864-1920), einen epochenübergreifenden Zusammenhang zwischen der protestantischen Ethik und der Entstehung des Kapitalismus zu rekonstruieren und diese Betrachtung auf die „Wirtschaftsethik der Weltreligionen“ auszudehnen. Die Konfessionen ringen um eine angemessene Bewertung der Werke. Und auch das Judentum wird in solcherart Betrachtungen einzubeziehen sein, wie Werner Sombart (1863-1941) in „Die Juden und das Wirtschaftsleben“ (1911) zeigt: „*Die Religionen sind Kinder der Ökonomie*“, wie Lucien Febvre<sup>36</sup> (1878-1956) in Bezug auf Marx behauptet.

---

zwischen beiden, dass das Verhältnis eher anderer Natur war und eine Beziehung „skeptischer Distanz“ aus der Sicht des Älteren und mit höchster Bewunderung durch den Jüngeren (Müller, in: Niemeyer, Ch. (Hrsg.): *Nietzsche-Lexikon*. 2009, 56f.).

<sup>35</sup> *Wilhelm Maurenbrecher (1838-1892), der bei Ritschl studiert hatte, ist nicht zu verwechseln mit dessen Sohn Max Maurenbrecher (1874-1930), der 1898 bei Karl Bücher in Leipzig über Thomas von Aquin promoviert. Letzterer wird auffallend häufig bei Max Weber erwähnt und in der „Protesantischen Ethik“ produktiv rezipiert (vgl. Weber<sup>MWG 1,9, S.190 bis 196 sowie 798 u. 878, insbes. S. 195</sup>).*

<sup>36</sup> *Lucien Febvre, Mitglied der Les annales, veröffentlicht 1934 seinen Aufsatz „Capitalisme et Réforme“: „Kapitalismus und Reformation“ (In: ders. Das Gewissen des Historikers. 1990, 117-131). Der dort formulierte Gedanke ist Teil einer längeren Argumentation: „In Marx steckt eine Historiker. Daneben aber auch ein Prophet. Ein Prophet kennt nur seine Wahrheit. Er ist von ihr erfüllt. Er sieht nur sie. Er behauptet, er verkündet sie mit solcher Kraft und mit solchem Nachdruck, dass die gewonnenen, verführten Menschen sich neigen und im Fortgehen nicht bloß sagen: Die Religionen sind Kinder ihrer Zeit, sondern bald auch, entschiedener: Die Religionen sind Kinder der Ökonomie, jener universellen Mutter der Menschengesellschaften. Und bald darauf noch etwas genauer: Die Reformation, die große machtvolle Reformation des 16. Jahrhunderts, ist die Frucht jener neuen Form von Ökonomie, die damals aufkommt und sich über die Welt verbreitet, die kapitalistische Ökonomie. Anders gesagt: Aus dem Kapitalismus ist die Reformation hervorgegangen.“ (Febvre 1990, 118) Leider gibt der Autor in diesen geistvollen Überlegungen die Quelle der Marx zugeschriebenen Aussagen nicht an: Meinens Wissens hat dies Marx wörtlich so nicht behauptet, aber er hat zweifellos ähnliche Gedanken entwickelt. Allein die zwischen 1842 und 1844 entstehenden Frühschriften von Marx kreisen wiederholt um die Dinge (vgl. MEW 1, 71, 169, 171, 386, 424, 488f. und 503). Zu einer systematischen „Kritik der Politischen Religion“ kommt es nicht, zu einer methodischen „Kritik der Politischen Ökonomie“ immerhin (MEW 23, 25). Allein eine Kritik der*

Für Luther selbst wird die Ökonomie zu einem theologischen Problem durch die Frage, wie ein moralisch gerechter Preis und ein angemessener Zinssatz ermittelt werden können. Bis heute hat noch niemand die Weltformel gefunden, wie derartige Entwicklungen von Preisen und Zinsen rational vorhergesagt bzw. wirksam gesteuert werden können. Vieles hingegen spricht für eine gewisse Berechtigung jener Erkenntnisse, die die Chaostheorie hervorgebracht hat. Allerdings ergeben sich auch aus solch originären, zumeist mathematischen, Modellierungen keine Steuerungskonzepte. Dass in den christlichen Konfessionen selbst offensichtlich innere Steuerungsmechanismen liegen, hat dann 1904 Max Weber mit seiner Protestantismus-These ins Gespräch gebracht. Was im Leben eines Menschen Wert hat, ist auch Produkt von Erziehung und Sozialisation.

d) *Egon Friedell*: Es war letztlich die in schwerer Bedrängnis ab 1927 entstandene Vision einer „*Kulturgeschichte der Neuzeit*“ von Egon Friedell (1878-1938), die versucht, mit sprachkritischer Bewusstheit Weltgeschichte zu skizzieren: ein großes Buch – mit einem sich selbst kleinmachenden Namen, voller neuartiger Sichtweisen und Tiefblicken. So auch über Luther: „*Er gehörte wahrscheinlich zu jenen vulkanischen Naturen wie Herder, Rousseau oder Nietzsche, die sich in einigen gewaltigen Eruptionen aufbrauchen und keinen Herbst haben.*“ (Friedell, E.: *Kulturgeschichte der Neuzeit*. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins, 2009, 211) Friedell verweist auf das Luther-Bild von Goethe, der gesagt habe: „Das einzige, was uns an der Reformation interessiert, ist Luthers Charakter, und er ist auch dasjenige, was der Menge wirklich imponiert hat. Alles übrige ist nur ein verworrener Quark, wie er uns noch heute zur Last fällt.“ (ebd. 193) Oder auch die von Adolf von Harnack stammenden Wertungen: „Den Weg zum Ziel hat uns nach einer langen Nacht der Mann gewiesen, von dem wir das Wort wagen dürfen: er war die Reformation.“ (ebd. 199) Von Harnack aber auch das kritische Urteil, „Luther habe wie ein Kind im Hause der Kirche geschaltet.“ (ebd. 206)

Der heute Vielen unbekanntes jüdische Geistesgelehrte Egon Friedell erweist sich als weitsichtiger und unpopulärer Denker – ein Mensch, der selbstständig und eigensinnig über Luther und all seine Interpreten hinaus zu urteilen vermag, wenn er z.B. gegen alles übliche Gerede einwendet: „*Nie hat ein Katholik, der ein wahrer Christ war, geglaubt, dass die Werke allein genügen; nie hat ein Protestant, der ein wahrer Christ war, geglaubt, dass der Glaube allein genüge.*“ (ebd. 216) Die einzig gerechtfertigte Denkweise ist ein dialektisches Urteilen als Alternative gegen alle Einseitigkeiten: die fiktive Idee der von Luther verabsolutierten Werkheiligkeit löst sich ins Nichts auf, die Behauptung wäre nicht einmal einer Reliabilität fähig. Allein in einer rein gedanklichen Argumentation hat die Kritik Luthers an der Werkheiligkeit eine gewisse theoretische Berechtigung, näher betrachtet, ist eine Heiligung ohne lebendige Werkheiligkeit ein bloßes Abstraktum: sie müssten denn verhungern. Allein durch diesen Umstand wird die Argumentation Luthers immer weniger überzeugend. Vermutlich liegt der Schwerpunkt der moralischen Kritik Luthers gar nicht auf den Werken, sondern auf deren Überdehnung in Form einer Heiligung (...) Dieser Akzent verschiebt Argumente und Gegenargumente.

---

ökonomischen Zusammenhänge sei nötig: ein Weg aus der „*Nebelreligion der religiösen Welt*“ (ebd. 86).

Die zunächst rein religiös erscheinende Sache hat einen direkten berufs- und wirtschaftsethischen Bezug: Wodurch erhält der Beruf eine moralische Rechtfertigung?

a) Allein durch den Glauben und das Bewusstsein einer religiösen Berufung? b) Allein durch die Werke der Berufsarbeit und das Bewusstsein arbeitsteiliger Nächstenliebe? c) Oder allein durch eine kausale Verknüpfung: Die Berufung aus dem Glauben heraus und deshalb ein Tatchristentum der Pflicht zur Berufsarbeit. Und so auch muss all das, was man Luther bezüglich der Arbeits- und Berufsethik zuschreibt, sprach- und ideologiekritisch dekonstruiert werden. Friedell fasst zusammen: „Die Reformation heiligt erstens die Arbeit, zweitens den Beruf und damit indirekt den Erwerb, das Geld, drittens die Ehe und die Familie, viertens den Staat.“ (ebd. 236) Schon der Umstand, dass all dies als heilig erklärt wird, erweckt Verdacht. Man mache es sich nicht zu leicht mit jenem Luther: er selbst kann man nicht mehr gefragt werden, was er gewollt habe, was daraus geworden ist.

e) *Oswald Spengler*: Es war schließlich die Fiktion eines bevorstehenden „*Untergang des Abendlandes*“ von Oswald Spengler (1880-1936). Ein Untergehen des Okzidents - trotz oder gerade wegen der Reformation? Man könnte von Spengler sagen: Und wenn ich wüsste, dass morgen das Abendland unterginge, würd ich noch heute ein Buch über jenes untergehende Land beginnen zu schreiben. Das Urteil über die Reformation ist fatal, die Vision düster. Weniger Luther, sondern Calvin habe den Geist der Kirchen- und Gesellschaftsspaltung vollendet, so Spengler. „Während die lutherische Bewegung im mittleren Europa führerlos weitertrieb, betrachtete er seine Herrschaft in Genf als den Ausgangspunkt einer planmäßigen Unterwerfung der Welt unter das rücksichtslos zu Ende gedachte System des Protestantismus.“ (Spengler, *Der Untergang des Abendlandes* 2007, 927)

Die Weltgeschichte steht vor dem Weltgericht, Zeuge und Angeklagter zugleich. Die historische Alternative: ein christliches Mittelalter ohne Kirchenspaltung oder die Reformation im Abendland als Gang in deren selbstgewählten Untergang: dies das 1922 prophezeite kultur- und geschichtspessimistische Ende der abendländischen Welt und der Schluss des Buches (ebd. 1194). „Und wenn die Welt voll Teufel wär ...“, hatte Luther 1529 sorgenvoll gemeint, so hätte er vielleicht selbst dann noch eine Predigt für den nächsten Tag geschrieben. Oder ein Apfelbäumchen gepflanzt, wie man ihm noch heute fälschlicherweise zuschreibt. Also doch eher eine Predigt. Die Wirtschaft war Sache von Katharina von Bora. Sie pflanzt und erntet, wirtschaftet und erzieht, er schreibt Bücher und Predigten. So ist der Mensch. So auch vielleicht ein Lehrer. „Und wenn die Welt voller Dummheit wär, so würde mancher noch heute eine Schule gründen.“ (...)

f) *Hermann Ley*: Und es war letztlich der philosophische Ehrgeiz des marxistischen Philosophen Hermann Ley (1911-1990), eine monumentale „Geschichte der Aufklärung und des Atheismus“ zu rekonstruieren. Die zahlreichen Bände und Doppelbände erscheinen zwischen 1966 und 1989. Das Werk gehört zu dem bleibenden geistigen Erbe eines Landes, das es nicht mehr gibt. Wenige Jahrzehnte nur bleiben einem Menschen, um die Geschichte von Jahrhunderten wissenschaftlich zu bewältigen. Man muss das Unmögliche versuchen, um das Mögliche zu erreichen. In diesen Jahrzehnten ist Ley Aufklärer - über den Geist der Aufklärung und Aufklärer über den Ungeist mancher Unaufgeklärten unter Naturwissenschaftlern, Philosophen und Politikern.

Es verwundert nicht, dass selbst Luthers Berufsethik in diesem Konvolut von Ley vorkommt<sup>37</sup>. Man kann sich schwerlich der Faszination des Monumentalen entziehen, allerdings erscheint auf diese Weise bei Ley nahezu die gesamte Geschichte als eine Geschichte zunehmender Aufklärung – als eine ideale Utopie, eine utopische Idealisierung geistigen Fortschritts: Hoffnung und Glaube eines Kommunisten und Atheisten in drei politischen Systemen. Es ist ein leitender Gedanke bei Ley, dass die geschichtliche Entwicklung gewissermaßen einem Atheismus entgegenstrebe, woraus sich folgerichtig ein methodisch geleitetes Suchen ergibt, immer und überall Keime eines religions- und kirchenkritischen Denkens finden zu wollen. In diesem Zusammenhang verweist Ley auf die nahezu geniale Überlegung von Karl Mannheim: „... wenn der Protestantismus atheistisch werde, so habe er die Tendenz zum Pantheismus. Werde der Katholizismus atheistisch, entstehe Materialismus.“ (Ley 1978, 3/1, 22)

### *Licht und Finsternis - Zwischen Vernunft und Blindheit*

Die Verwendung des Wortes „Vernunft“ erweist sich bei Luther als wechselhaft, in den verschiedenen Bedeutung sogar als widersprüchlich. Dass zudem – wenn auch nur an wenigen Stellen – Verstand und Vernunft im Zusammenhang verwendet werden, ist philosophisch nicht uninteressant: vornunfft und vorstandt. „Sihe, dißer vorstandt von dem liecht wie gar gleych er tzugehet und besserlich ist tzur selickryt und wie gar fernn die davon sind, die eyn natürlich liecht der vornunfft drauß machen.“ (Luther<sup>(WA 10,1,S.209,8)</sup> Die Funktion des Lichtes ist im Detail hermeneutisch nicht unumstritten. Üblich sei die Vorstellung, dass das „Licht der Vernunft“ von außen in die Finsternis hineinleuchte. Dieser Gedanke hat sich vor allem durch die Platoniker und durch Augustinus verbreitet. Luther nennt dies ein unnützes und unverständiges Geschwätz: Denn „mit yhrem unnutzen und unvorstendigen geschwetz“ (Luther<sup>(WA 10,1,S.210,14)</sup> entstehe eine falsche Vorstellung. Oder ist es so, dass „die vornunfft werde erleucht von gott, der ein unbegreyfflich liecht ist? Yhe alßo auch das leben wirt geben von gott, der eyn unbegreyfflich leben ist, und alle unßer kraft wirt krefftig von gott, der eyn unbegreyfflich krafft ist.“ (Luther<sup>(WA 10,1,S.210,18)</sup> Was aus philosophisch falschen Vorstellungen folgt, seien falsche Lehren<sup>38</sup>.

<sup>37</sup> Vermutlich war es auch die Lektüre der *Protestantischen Ethik* von Max Weber, die Ley zur Erkenntnis einer über die Theologie hinausgehende Bedeutung von Luther veranlasst hat (vgl. Ley 1978, 3/1, 12), für die DDR-Philosophie nahezu einmalig: „Der von Luther angedeutete Umschwung der Lebensweise aber erfolgte erst dann, wenn eine Umstrukturierung der Gesellschaft jenes neue Berufsethos sich durchsetzen lässt, das ein Erzeugen ideeller und materieller Produktivkraft zum Lebensprinzip macht. Es wird solange von lutherischer und kalvinistischer Gesittung aktiv beeinflusst, als der kapitalistische Mechanismus erweiterter Reproduktion nicht über den Zwang der Verwertungsbedingungen zu wirken begonnen hat.“ (ebd.) Neben Luther sei es vor allem Calvin, dem Ley auffallend eine philosophische Bedeutung beimisst und umfangreiche Betrachtung widmet (ebd. 51-99).

<sup>38</sup> An anderer Stelle kommt Luther auf das Problem des rechten Lehrers zurück. Man stelle sich vor, so Luther dass es in einer Stadt nur einen einzigen Pfarrer oder Lehrer geben würde. Ist es ein kluger und weiser Lehrer, dass ist seine Lehre für alle klug und weise. Ist er aber selbst blind, dann erzeugt seine Lehre keine Bildung, sondern Blindheit. Eine Lösung ist es, verschiedene Lehrer aus verschiedenen

Und diese verbreiten sich durch „blinde Lehrer“ (Luther<sup>(WA 10,1,S.213,6)</sup> – ein bildungskritischer Gedanke, der m.E. auf die „*De Trinitate*“ von Augustinus zurückgeht: Der Glaube entsteht unter Führung der Wahrheit: *Mentis duce veritate* (De Trinitate XIV, 7.9.). „Wer hingegen auch auf eine Erinnerung hin die Wahrheit nicht zu sehen vermag, der ist in großer Blindheit des Herzens zu tief in die Finsternis der Unwissenheit hinabgetaucht und bedarf einer wunderbareren göttlichen Hilfe, auf dass er zur wahren Weisheit gelangen kann.“ (ebd.) Bei Comenius findet man in der „*Panegersia*“ (XXIII) dann die schwerwiegende Frage, was geschehe, wenn die Führer der Blinden selbst blind sind [...] (vgl. Komensky, Allgemeine Beratung der menschlichen Dinge. 1970, S.83) So folgt aus der Finsternis des Unwissenheit die Blindheit des Herzens (Augustinus). Und aus der Blindheit und Unwissenheit der Lehrer folgen jene unwissenden und blinden Schüler. Man sehe, welche gewaltige Verantwortung einem Lehrer obliegt. Nach dem Willen Luthers sei deshalb das Evangelium das einzige Mittel gegen die eigensinnige, blinde, halbstarke Vernunft: der „... eygensynnigen, blinden, hal(b)starcken vornunft.“ (Luther<sup>(WA 10,1,S.218,19)</sup> Das Wissen ohne Glaube sei nichts, ein Glaube ohne Wissens wenigstens etwas. Glücklich, wer beides besitzt, wenn das Wissen den Glauben stärkt, Ein Christ ist frei und niemandem Untertan. Zugleich: Ein Christ ist ein Knecht Gottes und jedermann Untertan. Wiederholt ein soziales Dilemma. Es ist dies ein Gleichnis unter Luthers Gleichnissen, das auf eine besondere Tiefe hindeutet. Die neuzeitliche Soziologie würde fragen: Wie eigentlich funktionieren komplexe Gesellschaften ohne irgendeine Fremdsteuerung des Ganzen? Wie ist Steuerung ohne Steuermann möglich. Die Antwort darauf scheint – voreilig – Selbststeuerung zu sein. Zu voreilig! Die Verabsolutierung einer reinen Selbststeuerung wäre ebenso fatal wie die einer reinen Fremdsteuerung. Wie also sei das zu beschreiben, was man – wiederum voreilig – als Wechselwirkung bezeichnet. Hegel nennt es 1806 in seiner „*Realphilosophie*“ eine „List der Regierung“<sup>39</sup> [...] den Eigennutz der andern machen zu lassen“ (Hegel, Jenaer Realphilosophie B III, B.) „Jeder befriedigt also die Bedürfnisse Vieler und die Befriedigung seiner vielen besonderen Bedürfnisse ist die Arbeit vieler Anderer“, so Hegel im selben Buch (ebd. B II, a). Die Arbeit eines Gemeinwesens besteht aus dem Arbeiten der Einzelwesen – das Geheimnis einer Teilung der Arbeit ohne Vorsehung des Teilens. Auf das Berufen Aller zur *allgemeinen* Pflicht folgt die Teilung in besondere Berufungen: das Berufsbewusstsein entspricht einem mehr oder weniger tiefen Berufungsgedanken. Und auf die Teilung der Berufungen folgen die fortschreitenden Teilungen der Berufe – und schließlich die Kombination der so entstandenen Teile zu einem neuen Ganzen. Nur manchmal, nur in besonders schicksalhaften Momenten, haben die Menschen für einen kurzen Augenblick ein Gefühl von Gemeinsamkeit – aus der Angst heraus, gemeinsam unterzugehen. Dann erwacht der Gedanke der ursprünglichen Bestimmung in der Welt.

---

*pädagogischen Schulen in einer Stadt zu haben, einen gewissen Pluralismus anstelle einer pädagogischen Alleinherrschaft nur einer Idee und Methode. (vgl. Luther<sup>(WA 10,1,S.213,6)</sup>*

<sup>39</sup> Da aus verschiedenen Gründen der Text der Jenaer Realphilosophie noch immer schwer zugänglich ist, wird auf die Felix-Meiner-Ausgabe verwiesen (vgl. Hamburg 1969, 262), zudem die Realphilosophie selbst in der zwanzigbändigen Suhrkamp-Ausgabe fehlt.

### *Bleibe in Deinem Beruf – Das Dilemma eines kategorischen Imperativs*

Selbst im NT mündet die Frage des Berufs in ein oft beschwiegenes Dilemma – die Wahl des Berufs und dessen lebenslange Ausübung als ein moralischer und so auch logischer Konflikt. Fordert der Korinther-Brief „Bleibe in dem Beruf, zu dem Du berufen bist“, so schließt dies jegliche Entscheidung für einen anderen Beruf aus. Die Behauptung einer typisch protestantischen Berufsethik gründet sich nicht wenig darauf, dass hier der Text des Originals mit Beruf<sup>40</sup> übersetzt werden könne. Diese Deutung findet sich in der Gegenwart in den meisten deutschen Ausgaben<sup>41</sup> des NT. Auch eine Interpretation „Bleibe in Deinem Stand ...“ ist üblich und würde als Standestreue auch eine Berufstreue einschließen.

*Weltliche Deutung:* Der Gedanke lässt sich religiös oder auch weltlich deuten. Zumeist wurde und wird der Apostel so gedeutet, als sei man zu einem weltlichen Beruf bestimmt und muss treu dieser Bestimmung nachgehen. Ein Berufswechsel wäre unmoralisch. Die religiöse Pflicht zur Berufstreue steht somit dem bürgerlichen Recht auf eine freie Berufswahl zunächst unvereinbar gegenüber. Erst die pietistische Deutung, dass sich das eine auf den inneren Beruf, das andere auf den äußeren weltlichen Beruf bezieht, scheint eine gewisse Lösung zu sein. Neben den verschiedenen möglichen weltlichen Deutung kann nicht übersehen werden, dass der Kontext des Korinther-Briefs vor allem und zugleich ein religiöses Lebensprinzip beschreibt. Ernsthaftigkeit des Lebens bedeutet Treue zu Pflicht und Aufgabe, zu Arbeit und Amt. Willkürlicher Wechsel, Flucht aus dem Amt, Angst vor der Verantwortung dagegen sind Erscheinung charakterlicher Unfertigkeit und moralischer Unreife. Berufstreue wäre demnach keine allein protestantisch typische Tugend, wie Max Weber formuliert, sondern eine allgemeine Lebenspflicht des Einzelnen gegenüber dem Nächsten: von dem man im Gegenzug ebenfalls erwartet, dass er seiner Arbeit oder seinem Amt treu bleibt. Eine so verstandene Treue wäre als ein stabilisierende Kraft in Wirtschaft und Gesellschaft. Kant nennt ein solches Prinzip einen kategorischen Imperativ, der keine Ausnahme zulässt. Und dies würde sowohl alle weltlichen wie religiösen Pflichten betreffen.

---

<sup>40</sup> Dabei ist zunehmend aus dem Blick geraten, dass selbst Luther mehrere Möglichkeiten der Übersetzung des Original verwendet. So heißt es 1527 in der Festpostille: „Ir habt nu dass offft gehört, daz ein yeglicher des stands sol warten, darynn er ist.“ (vgl. Luther<sup>(WA 17,2,S.346,19)</sup>

<sup>41</sup> Neben dem griechischen Original ist der Text der Vulgata zu berücksichtigen, wo es in 1 Kor, 7, 20 heißt: „Unusquisque in qua vocatione vocatus est, in ea permaneat.“ Die englische Bible schreibt mithin: „Let every man abide in the same calling wherein he was called.“ Die englische Kirche indes vermeidet die Verwendung von „vocation“, welche in Bezug auf das lateinische Wort naheliegender gewesen wäre. Dass zum betreffenden Wortfeld zudem der Begriff „profession“ gehört, macht auf die Vielschichtigkeiten von Zeichen und Bedeutung aufmerksam. Übersetzungen sind niemals formale Übertragungen – Übersetzen heißt Deuten, nicht nur lesen, was dasteht, sondern ein Verstehen von Sinn.

*Religiöse Deutung:* Dann auch lässt sich Berufstreue als Treue gegenüber einer ergangenen christlichen Berufung deuten. Man dürfe seinen Glauben nicht wechseln – man müsse treu in dem Glauben an Christus verharren, zu dessen Nachfolge man berufen ist. Wer einen Glauben verliert, verliert ein Stück seiner Selbst. Damit wird die protestantische Berufsethik mit der bürgerlichen Arbeitsmoral vereinbar. Seinem inneren Beruf muss man aus Überzeugung ein Leben lang treu bleiben, unabhängig davon, ob sich die wirtschaftlichen Umstände der äußeren Berufarbeit ändern mögen. Treue allerdings gründet sich auf einen gewissen Realitätssinn, auf eine gesunde Skepsis, die wachsam prüft, ob die Umstände, unter denen die Treue entschieden wurde, noch bestehen. Damit wird ein kategorischer Imperativ des Handelns nicht überflüssig. Die Maxime „Handle stets so ...“ ist eine moralische Mitte<sup>42</sup> zwischen zwei Extremen: Zwischen einem treuergebenen Stoizismus und einem permanenten Skeptizismus. Bevor das kategorische Prinzip zur Maxime des Handelns wird, ist es zum Prinzip des sorgsam Prüfens der Umstände, dass dann auch alle Anderen so handeln würden, da die individuelle Handlungsweise zum allgemeinen Gesetz erhoben werden könne.

*Auch an anderer Stelle heißt es „Stand“, geht es um Standestreue: „Drumb sehet darauff, ein yeglicher bleib ynn seinem stande und verwerffe denselbigen nicht.“ (vgl. Luther<sup>(WA 17,2,S.347,36)</sup> Damit weiten sich der Begriffsumfang und die betreffende soziale Schichtung. Bleibe in Deinem Stand, hat eine andere moralische Dimension als die übliche Deutung des Korinther-Briefs. Wenngleich Luther oft stereotyp Stand und Beruf mit einer Kopula verknüpft, so sollte deshalb nicht leichtfertig eine Synonymität behauptet werden. Etymologisch ist Stand das ältere, Beruf das jüngere Wort. Stände sind Gattungen, unter die verschiedene Berufe subsumiert werden. Berufstreue indes erscheint als Besonderung der üblichen Standestreue. Seinen Geburtsstand kann man sich nicht aussuchen, seinen Beruf schon. Die zum Teil freie Wahl des Berufs macht die Freiheit zu einem moralischen Problem. Standestreue lässt - nach reiflicher Überlegung und als Ausnahme - einen Wechsel des Berufs innerhalb des sozialen Standes zu. Der Christenstand aber dürfe nicht verlassen werden, die Ausübung eines bestimmten Standesberufs dagegen könne sich wandeln. Damit verschiebt sich auch die Bedeutung jenes Prinzips, welches Max Weber eine „protestantische Kardinaltugend“ genannt hat. Ob es sich hier tatsächlich um das „Zentraldogma aller protestantischen Denominationen“ (vgl. Weber<sup>(MWG 1,9,S.189)</sup> handelt, wäre auch erkenntnistheoretisch zu prüfen - der Allsatz kann leicht falsifiziert werden. Dass etwas zeitweilig eine Gedankenzentrum sein kann, mag einleuchten, die Behauptung von Zentralbegriffen indes erweist sich bei näherer Betrachtung stets als problematisch und führt nicht selten zu falschen Vorstellungen.*

<sup>42</sup> *Stellt man sich moralische Stabilität in Form eines Gleichgewichts vor, dann wäre der kategorische Imperativ die ausgleichende Kraft zwischen zwei verschiedenen Gewichten, die in unterschiedlicher Weise ein Ungleichgewicht nach der einen oder nach der anderen Seite erzeugen: 1) Ich verlange die Einhaltung einer Berufspflicht von allen anderen, bin jedoch nicht bereit, selbst dieses Pflichtgefühl aufzubringen. Das so entstehende Ungleichgewicht führt mit Sicherheit nach einer gewissen Zeit zum Konflikt. 2) Ich verlange von mir selbst eine dauerhafte Berufs- Amtspflicht, mache jedoch die Beobachtung, dass viele andere ihrer Pflicht nicht nachkommen. Die Lösung beider Konflikte wird im Idealfall durch den kategorischen Imperativ ermöglicht. A) Die Maxime meines Handelns wird zum Prinzip für alle erhoben. B) Das Prinzip aller wird zu meiner eigenen Maxime. Die Berufs- und Leistungsgesellschaft funktioniert allein auf dieser Grundlage, bedarf allerdings einer gewissen Nachsteuerung durch Recht und Gesetz sowie durch Bildung und Erziehung.*

Dieser Umstand ist ein einsichtiges Beispiel für die Nützlichkeit der diskutierten Berufspflicht, die sich der Einzelne auferlegt und die er deshalb auch von Anderen verlangen. Ebenso wie jene Gleiches auch von ihm selbst erwarten. Das Prinzip der Subsidiarität erscheint hier als eine *Gleichverteilung* von Verantwortung unter die *Ungleichheit* von Arbeits- und Lebensformen.

### *Eine Freiheit in Ketten – ein Dilemma jeder Gesellschaft*

Luther habe den Geist befreit, indem er das Herz in Ketten gelegt hat<sup>43</sup>. Hier bedient sich auch Marx der logischen Form des Dilemmas, welches eine Unvereinbarkeit zwischen Frei- und Unfreiheit, zwischen Protestantismus und Katholizismus nahelegt. Den Gedanken dieser Gegenüberstellung hat Marx vermutlich u.a. von Ludwig Feuerbach (1804-1872) übernommen, der in dem Text „Entwürfe zu einer Neuen Philosophie“ (1842) folgendes Urteil fällt: „Der Protestantismus hat keine spekulative Tendenz – er hat nur eine rein praktische, egoistische Tendenz. Der Katholizismus hatte eine spekulative Tendenz.“ (vgl. Feuerbach, Entwürfe zu einer Neuen Philosophie. 1996, S.101).

Welche Gesellschaftsform vorherrscht, jedes Gemeinwesen bestimmt über das Maßverhältnis an möglicher Freiheit – und notwendiger Freiheitsbeschränkung. Eine Berufstreue ist Pflicht, sagen die einen. Eine Berufswahl freiwillig, meinen andere. Nicht jeder können jeden Beruf erlernen. Nicht jeder Beruf, der erlernbar ist, ist ein gesellschaftlich notwendiger Beruf. Wie überhaupt lässt sich eine Äquivalenz zwischen den gesellschaftlich möglichen und den wirtschaftlich notwendigen Berufen herstellen. Durch eine erfahrungsgelitete und vorausschauende Beratung über die berufliche Möglichkeiten und deren Notwendigkeiten. Ohnehin ist die Beratung über einen Beruf das schwächste Glied der Berufsvorbereitung. Wer sei dafür geeignet, andere wirkungsvoll zu beraten – wirkungsvoll aus individueller wie gesellschaftlicher Sicht. Es müsste ein Mensch sein, der den betreffenden Beruf selbst hinreichend gut kennt. Und wie steht es mit der Vielzahl der anderen Ausbildungs- und Studienmöglichkeiten. Das Problem ist nicht gelöst – es gibt Berufs-Berater, die zu Dingen raten, die sie nur vage kennen. Der erste Blick eines Berufsberaters ist ein Blick ins Internet. Das Verhängnis nimmt seinen Anfang (...) Die Arbeits- und Berufsgesellschaft legt den Menschen in Ketten. Wie auch immer: jeder muss über kurz oder lang seinen Platz in der Leistungsgesellschaft finden. Für den einen ist es der Beruf, für manchen ein Amt, für andere auch die Familie. Auch die Familie ist Teil der Leistungsgesellschaft! – Und alles ist mit Pflicht und Verantwortung verbunden. Der Berufsmensch ist ein Pflichtmensch – mit Pflichten gegenüber anderen.

---

<sup>43</sup> „Luther hat allerdings die Knechtschaft aus Devotion besiegt, weil er die Knechtschaft aus Überzeugung an ihre Stelle gesetzt hat. Er hat den Glauben an die Autorität gebrochen, weil er die Autorität des Glaubens restauriert hat. Er hat die Pfaffen in Laien verwandelt, weil er die Laien in Pfaffen verwandelt hat. Er hat den Menschen von der äußeren Religiosität befreit, weil er die Religiosität zum inneren Menschen gemacht hat. Er hat den Leib von der Kette emanzipiert, weil er das Herz an die Kette gelegt.“ (Marx, MEW I, S.386)

Der Beamte ist ein Verantwortungsmensch – mit Verantwortung für das Ganze. Der Mensch ist zur Unfreiheit verpflichtet. Freiheit ist das, was übrigbleibt, wenn alle Pflichten erfüllt sind.

### *Über den weltlichen Stand und die Bauern*

Im Jahr 1534 ist Luther bereits von mehreren Krankheiten geplagt, die ihn die nächsten zwölf Jahre bis zu seinem Tod fortan begleiten werden. Dennoch ist gerade dieses Jahr von einem produktiven Geist geprägt. So entwirft Luther einen längeren Text zur Standesethik des Bauern. Im selben Zeitraum erscheint dann im Rahmen der „Ganzen Bibel deutsch“ auch die Übersetzung des AT, insbesondere von Jesus Sirach – vermutlich weder aus dem Griechischen noch aus dem Lateinischen, sondern aus dem hebräischen Original. Es wäre eine schwere Arbeit gewesen, den Sirach zu verdeutschen, wie er im Vorwort erwähnt. In der im Juni 1534 verfassten Predigt über *Psalm LXV* entwirft Luther die Vorstellung, dass es „dreyerley regiment auff erden“ gibt (Luther<sup>(WA 37, S.426,7)</sup> – Wörtlich: „Wolle wir jn teilen jnn drey teil“ (ebd.). – „Das erste heisst sein himelreich“ – dies sei Gottes Reich, in dem er regiert über Gewissen und Seelen (ebd.). Das zweite Regiment umfasst die Königreiche und Fürstentümer – wörtlich: „land und leut oder Gemeinen, so wir heissen das weltlich regiment oder weltliche herrschafft und oberkeit“ (Luther<sup>(WA 37, S.426,17ff.)</sup>) Es fällt auf, dass er neben der Obrigkeit dem Stand der Bauern eine besondere Aufmerksamkeit widmet. „Darumb mus der dritte stand auch da sein (nemlich der gemein man), die das land bawen und erbeiten, das sie und andere sich neeren können.“ (Luther<sup>(WA 37, S.426,23ff.)</sup>) Diesen dritten Stand hatte Schleiermacher bekanntlich in seiner Übersetzung des Buches „Der Staat“ von Platon originär als Nährstand übersetzt – eine für jeden verständliche Vorstellung der Aufgabe und Funktion der Stände: Der eine solle lehren, der andere wehren, der dritte nähren. Auf diesem „untersten Regiment“ ruhe das gesamte Gemeinwesen. Besonders betont Luther die Arbeit und Mühe der Bauern. Wie in keiner anderen Predigt werden hier die Bauern mehrfach hervorgehoben. Diese also haben ebenso wie alle anderen – „die wir getauft und beruffen sind“ – treu ihrem Amt zu dienen (Luther<sup>(WA 37, S.426,12)</sup>) Offensichtlich werden so seine standes- und wirtschaftsethischen Ansichten über die Feldarbeit offenkundig und anschaulich. Und in der ihm eigenen drastischen Art formuliert er auch das dort verwendete Gleichnis, wonach „kein besser Mist den Acker zu düngen sei, denn der von des Herrn Schuhen fällt“. (Luther<sup>(WA 37, S.426,23ff. u. S.450)</sup>)

### *Die „Protestantische Ethik“ im Urteil der Nachgeschichte*

Zwei methodische Gehwege seien genannt: Man beginne mit den Originalen Luthers und frage hernach nach ihrer nachgeschichtlichen Wirkung. Oder man stelle die Frage vom Standpunkt der Gegenwart aus und arbeite sich voran bis zu den Quellen und Quellen der Quellen. Keiner der wissenschaftlichen Gehwege ist ein Goldener Weg – jeder ist auf seine Weise beschwerlich, ein Eindringen in ein Dickicht vergangener jüdischer, antiker und frühchristlicher Kulturen.

Beeindruckend jener Mut zur Form einer Universalgeschichte – keine Verengung auf eine bestimmte Fragestellung, die ohne Kontext ohnehin nicht bewältigt werden kann. Indes hat die Bestimmtheit des Fragens einen methodischen Nutzen: Man verliert das Problem nicht aus den Augen, welches man lösen wolle. Nur: Wie eigentlich kommt man zu jener originären und problemorientierten Frage? Man muss schon relativ viel über die betreffenden Zusammenhänge wissen, um das Ungelöste überhaupt erkennen und versprachlichen zu können. Die Schlüsselbegriffe in den Fragen selbst sind ein Schlüssel für die gesuchten Antworten. Nicht selten beginnt das Suchen mit einem Begriffs- und Wortfeld. Nicht selten beginnt das Begreifen mit einer Begriffsgeschichte. Nicht selten beginnt eine Begriffsgeschichte mit einer sozialgeschichtlichen Betrachtung. Allein das begriffliche Konstrukt einer protestantischen Ethik ist Ergebnis aufmerksamer Beobachtungen. Um 1900 ist die Idee da, 1904 dann der Durchbruch: Gibt es einen kausalen Zusammenhang zwischen der Protestantischen Ethik und dem Geist des Kapitalismus? Eine eigentlich originäre Spezialfrage – eingebettet in die Universalgeschichte der Epochen.

Eine Spezialgeschichte ohne universelle Begriffe ist blind, eine Universalgeschichte ohne spezielle Begriffe leer. Jede Universalgeschichte ist sich dieses Zirkels bewusst, die individuelle Arbeitsweise wird man nie rekonstruieren können. Monumentale Entwürfe sind gleichermaßen bewundernswürdig wie angreifbar. Der „*Untergang der Abendlandes*“ von Oswald Spengler ist ein neuzeitlich nicht bewältigter Versuch, die „*Neuere Geschichte 1450-1598*) von Jacob Burckhardt (1818-1897) von einer solch dichten Detailliertheit, dass man sich leicht in Namen und Zahlen verlieren kann. Unvergleichlich die bereits erwähnte, von Egon Friedell (1878-1938) verfasste „*Kulturgeschichte der Neuzeit*“, die zwischen 1925 und 1931 erschien. So unvorstellbar die Arbeit an dem Werk, so ungewöhnlich nicht selten die Biographie. Schließlich die von Franz Schnabel (1887-1966) verfasste „*Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*“.

Womit also sollte man beginnen, welche Lektüre ist propädeutisch ratsam, welche gilt als bewährt? Alles allen in Allem. Die Reihenfolge ist unerheblich – es wächst ein Ganzes aus seinen Teilen. Ein chronologisches Vorgehen hat Vorteile und ist deshalb üblich. Welches Teil man auch ergreift, es fügt sich ein in eine zunehmend klarere Vorstellung. Ob man dabei glücklicher wird? – Keinesfalls. Wer ein Glücklicher sein sucht, der suche woanders, nicht auf dem Boden der Geschichtswissenschaft. Der baue erstens ein Haus zeuge zweitens einen Sohn. Man sagt leichtfertig, man solle drittens ein Buch schreiben. Und als dann irgendwann der erste Band fertig war, war noch soviel an Material übrig, dass ein weiterer Band folgen musste. Und so ging es fort und fort. Nicht selten kommen auf diese Weise Werkausgaben von mehr als fünfzig Bänden zusammen – die „*Kritische Gesamtausgabe*“ der Werke Luthers (WA), die „*Kritische Gesamtausgabe*“ der Werke Burckhardts (JBW), die Gesamtausgabe der Werke von Marx und Engels (MEW), die Max-Weber-Gesamtausgabe (MWG). Und selbst wenn man die Denkweise Webers nicht zur Geschichtswissenschaft rechnet, so ist die unvollendet gebliebene mehrbändige „*Wirtschaftsethik der Weltreligionen*“ mehr als eine bloße Ethik. Zusammen mit „*Wirtschaft und Gesellschaft*“ ergibt sich vielmehr eine universelle Wirtschaftsgeschichte in religionssoziologischer Perspektive.

Wie verschieden die Versuche auch sein mögen – die Schriften sind dem Gegenstand nach universalgeschichtlich, der Form nach eine enzyklopädisch, der Methode nach sprachkritisch, der Wirkung nach eine bildungsgeschichtlich – eine Lektion, hinreichend für die Semester eines Lebens.

*„Zu Luther. Das Anfängliche in ihm waren nicht etwa speculative Ideen, sondern furchtbar mächtige Grundgefühle, wie sie bei tiefen Naturen der alten hohen Racen hie und da vorkommen; solche empfinden die tiefe Nichtigkeit alles irdischen, und empfinden sie je nach der Anlage, nach Zeit, Ort, Stamm als einen Abfall der Creatur von Gott.“*

*(Burckhardt<sup>(JBW 26, S. 526, 36–41)</sup>)*

### *Der Protestantismus in der Geschichtsphilosophie von Burckhardt*

Eine genauere Lektüre der Schriften<sup>44</sup> von Jacob Burckhardt zeigt nicht nur eine kenntnisreiche detaillierte Darstellung der geschichtlichen Tatsachen. Die Komplexität des Gegenstandes indes bringt es mit sich, dass die Erkenntniswegstruktur feinschrittig gegliedert werden muss. Burckhardt konzentriert durch eine nicht unproblematische Abstraktion den Blick auf drei wesentliche Momente geschichtlicher Entwicklung: Staat, Religion und Kultur. (Burckhardt<sup>(JBW 10,S.371,1)</sup>) Zugleich entwickelt er hierzu einen historiographischen „Algorithmus“, der allgemein für die Analyse einer jeden Epoche anwendbar ist. Indem jede Potenz mit jeder anderen in einer kausalen Beziehung steht, ergeben sich demnach „sechs Bedingtheiten“, wie man leicht erkennen kann. „Scheinbar die zweckmäßigste Anordnung wäre: 1. Kultur bedingt von Staat; 2. Staat bedingt von Kultur; 3. Kultur bedingt von Religion; 4. Religion bedingt von Kultur; 5. Staat bedingt von Religion; 5. Religion bedingt von Staat, wobei der Vorteil wäre, dass jedes Mal die Sache ihren Umschlag in den Gegensatz mit sich hätte.“ (Burckhardt<sup>(JBW 10,S.409,33–38)</sup>) Will man also überhaupt den Zeitgeist der Vor- und Nachgeschichte der Reformation verstehen, wird man dieses Programm abarbeiten müssen. Der Einzelne ist es, der die Dinge geschichtlich vereint, der aus der Sicht der Kultur nach dem Schicksal von Religion und Staat fragt. „Das Individuum und das Allgemeine“ (Burckhardt<sup>(JBW 10,S.371,1)</sup>) wird zu einem grundlegenden Problem der Stellung des Menschen in der Welt – nicht nur in der Geschichtswissenschaft, sondern gleichermaßen in Philosophie und Theologie, Soziologie und Psychologie, Bildungstheorie und Politikwissenschaft. Allen stellt sich die Frage, worin die Beziehung zwischen dem Einzelnen und dem allgemeinen Weltzusammenhang besteht.

<sup>44</sup> Dazu gehören auch die „Vorlesungen über die Zeit der Gegenreformation“ von 1864 an der Universität Basel Die Zusammenhänge entwickeln sich für den Hörer und Leser über die Schritt für Schritt logisch folgerichtige Argumentation – nicht durch Verkürzungen eines Ganzen auf Stichpunkte, Schwerpunkte. Eine Präsentation, die sich als Aneinanderreihung substantivischer Begriffe bei völligem Fehlen des Verbuns präsentieren, können unmöglich jene Komplexität ahnen lassen, die durch den Zeitgeist einer Epoche geprägt. Nicht selten sind sogenannte Powerpräsentationen kraftlos, geistlos, leblos – sie täuschen eine Komplexität vor und sind indes nichts als fragwürdige Reduktionen. Die „Vorlesungen“ von Burckhardt sind ein Beispiel, was eine Vorlesung vermag, wenn sie in dieser Absicht formuliert ist.

Nicht selten hört man aus strukturfunktionaler Sicht die Behauptung, dass kein Mensch unersetzlich sei. „Aber die Wenigen, die es eben doch sind, sind groß.“ (Burckhardt<sup>(JBW 10,S.498,41)</sup> Geschichte hat mithin eine zweifache Funktion. Zum einen Bedingungen zu erklären und zum anderen „Bedingtheiten“ zu verstehen: Inwiefern bedingen der Einzelne und die vielen Einzelnen das Allgemeine? Und inwiefern bestimmt dieses Allgemeine wiederum den Einzelnen? Historiographie und Philosophie sind zwei Seiten einer Medaille. Kehren wir zu Luther zurück, so ist der Thesenanschlag der Auslöser der Reformation, der Spaltung des Christentums und der Entstehung des Protestantismus als Kultur. „Hierher gehört auch die spezifische Größe der Reformatoren: Ein Luther orientiert die Sittlichkeit, ja die ganze Weltanschauung seiner Anhänger neu. Dagegen ist Calvin mit seiner Lehre gerade bei seinem französischen Volk unmöglich gewesen; die Mehrheit hat er nur in Holland und England gewonnen.“ (Burckhardt<sup>(JBW 10,S.511,31ff)</sup> Parallel dazu auch der selbe Gedanke an anderer Stelle: „Luther: Er orientiert durch Wegräumen des Werkdienstes die Sittlichkeit seiner Anhänger neu, ja ihre ganze Weltanschauung.“ (Burckhardt<sup>(JBW 10,S.288,12ff)</sup>) Wie einflussreich die Wirkung eines Einzelnen auf die vielen Einzelnen sein mag, hängt sehr von dessen gesellschaftlicher Stellung ab. Ein Lehrer beeinflusst die Ewigkeit, heißt es. Und wenn es nicht die Erinnerung an den Lehrer selbst ist, so ist es doch jene Lehre, die man ihm verdankt. Nachhaltigkeit wird zu einer Ewigkeit, wenn jede Generation an die nächste solcherart Lehren weitergeben würde: viel Leid wäre der Erde erspart geblieben. Lehrer und Pfarrer bestimmen den Glauben an das Glaubwürdige. Das Urvertrauen als Grundlage der Fähigkeit, überhaupt auf etwas und jemand vertrauen zu können. Erziehung und Religion gehen eine Ehe miteinander ein. Man hat gesagt, die Pädagogik sei die Magd der Theologie. – Vielleicht aber ist jene selbst eine Magd der Pädagogik gewesen? Einer trage des anderen Last – dieser und jener. Und alle denken ewig darüber nach, was das sei: die Ewigkeit [...] Allein die Mathematik arbeitet mit der Unendlichkeit, als handele es sich um eine Zahl. Und bereits die antike Mathematik<sup>45</sup> entwickelt eine Geometrie kosmischer Bedeutung. Man begnügt sich nicht mit seinem Leben. Menschen streben nach der Unsterblichkeit, damit etwas bleibt: das Fortleben des Geistes! Dies ihr Erbe, oft das einzige Erbstück von Dauer.

### *Der sozioethische Gehalt der Weisheitsbücher*

Weisheitsbücher des Altertums sind ein eigentümliches Genre der Moralliteratur. Als Urquellen auch christlicher Ethik verweisen sie auf Wurzeln moralischer Normen weit vor Entstehen des Christentums und zeigen so Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen dem Alten und dem Neuen Testament auf.

---

<sup>45</sup> *Nicht uninteressant ist die von Burckhardt aufgeworfene Frage, wie eigentlich die Mathematik entstanden sei: zuerst als Geometrie oder zuerst als Arithmetik. Es gibt wenige lernpsychologische Überlegungen, dieser Anthropologie des Zählens, Messens und Wägens näher zu kommen. In Form eines Superlativs meint Burckhardt: „Die Entstehung der Mathematik war eine der riesigsten Thatsachen der Geschichte des Geistes. Ob sich von den Dingen zuerst Zahlen oder Linien und Flächen lösten?“ (JBW 10, S.344, 28ff.) Und welche Zeichensprache diesen Operationen am besten entspricht.*

Unter den im AT enthaltenen Weisheitsbüchern haben neben Kohelet, Salomon und Hiob m.E. vor allem die Schriften von Jesus Sirach eine besondere sozialetische Bedeutung. Explizit werden an mehreren Stellen die Würde der Arbeit und die Standestreue betont – beides kann als Frühgeschichte der christlichen Berufsethik gedeutet werden. Auch Luther bezieht sich nicht selten auf Sprüche, die den Weisheitsbüchern entstammen. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die von ihm 1534 vorgenommene Übersetzung von Jesus Sirach, so dass man hier neben den Korintherbriefen und den Predigten der verschiedenen Postillen über eine weitere ideengeschichtliche Quelle der protestantischen Ethik verfügt. Nicht alles ist wörtlich zu nehmen, aber alles ist ernst zu nehmen. Auch das Banale vermittelt eine Lehre, indem es das Bekannte bekräftigt. Aus Sprichwörtern zu lernen, will gelernt sein. Wodurch eigentlich wird ein Wort zu einem Sprich-Wort, wodurch dieses zu einer Spruch-Weisheit? Versteckt sind die Imperative des Handelns, versteckt die nicht selten offenkundigen Widersprüche zwischen dem Denken und dem Nachdenken. Manches im Sprichwort bleibt dunkel, sogar düster. Man hat sich Weisheit oft als hell erleuchtendes Licht vorgestellt. Keime von Weisheit auch eher ein Funke, ein Schein, ein Aufflackern und Erlöschen.

Fast zweitausendfünfhundert Jahre sind seither vergangen: Sprichwörter besitzen eine erstaunliche Nachhaltigkeit. Aufschlussreich auch, was als ein Produkt der Dunkelheit entsteht. Das Begriffliche des Tages ist ein anderes als das Begriffslose der Nacht. Beides ist dem Menschen eigen. Der Traum ist eine eigene Form der Weisheit – das weise Unbewusste, was sich nicht beenden lässt. Das Erwachen kann ein Erwecken sein. Wir wissen nicht, wer wir nachher sein werden. Traum ist Arbeit, Traumdeutung Erkenntnis. Nietzsche<sup>46</sup> stellt sich das Denken des Altertums als eine für wahr gehaltene Welt vor, „erreichbar für den Weisen, den Frommen, den Tugendhafte, - er lebt in ihr, er ist sie.“ Es folgt eine Zeit der Dämmerung – er nennt es „Götzendämmerung“. Die Unerreichbarkeit jener Welt wird bewusst, erreichbar nur für jenen, der an ein Jenseits glaubt. Man hat es ihm versprochen – dem Weisen, dem Frommen, dem Tugendhaften. Die „alte Sonne“, ein Schimmer durch „Nebel und Skepsis“ hindurch. Dann: „Grauer Morgen, Erstes Gähnen der Vernunft, Hahnenschrei des Positivismus“ Nietzsche (KSA 6,S.80)

Sirach beginnt sein Buch mit einer Erinnerung an seinen Großvater Jesus – man schreibt das Jahr 180 v.Chr. Der Ursprung weisen Denkens sei die Furcht – Gedanken, die aus Demut entstehen. „Anfang der Weisheit ist die Gottesfurcht.“ (Sirach 1,14) – alle Weisheit aber sei nur ein Hauch gegenüber der Macht Gottes. Luther übersetzt 1533 und unverändert auch 1545: „Die furcht des HERRN ist der weisheit anfang.“ (Luther<sup>(WA, Bibel Bd. 12,S.152,16)</sup>) Also: „Den HERRN fürchten ist die wurtzel der weisheit und jre zweige grunen ewiglich.“ (vgl. Luther<sup>(WA, Bibel Bd. 12,S.154,25)</sup>)

<sup>46</sup> Das Buch „Götzen-Dämmerung oder wie man mit dem Hammer philosophiert“ ist an der zitierten Stelle eine originäre Geschichtsphilosophie, erinnernd an manches Bild seines Lehrers Jacob Burckhardt (vgl. Nietzsche: *Götzen-Dämmerung. Kritische Studienausgabe.* (KSA), De Gruyter 1999, Bd. 6, S.80f.) Es ist die Nietzsche eigene Periodisierung – jedes Bild eine Periode, jede Periode eine für wahr gehaltene Welt. Und dann hat der Mensch die wahre Welt abgeschafft – übrig nur eine scheinbare Welt? – Welch ein Irrtum. „... mit der wahren Welt haben wir auch die scheinbare abgeschafft“ (ebd. S.61).

Der Mensch übt sich in Bescheidenheit in einem kargen Welt, er übe sich in der Bescheidenheit eines kargen Wissens in einem kargen Leben. Alles Wissen sei Stückwerk, so der Apostel (1 Kor 13,9): weise ist, wer darum weiß. Auffallend die häufige Erwähnung der Arbeit – in all ihren Schicksalsformen. Die Würde der Arbeit erscheint als Bescheidenheit: „Besser unbeachtet bleiben und seine Arbeit verrichten, als großtun und kein Brot haben.“ (Sprichwörter 12,9) Luther übersetzt (1524): „Wer geringe ist und wartet des seynen, der ist besser denn eyn gros geachter dem des brods mangelt. (Luther<sup>(WA 10,2,S.38,9)</sup> In der Übersetzung von 1545 heißt es dann weitgehend analog: „*Wer gering ist und wartet des seinen, der ist besser, denn der gros sein will, dem des brots mangelt.*“ (Luther<sup>(WA 10,2,S.39,9)</sup> Es scheint, dass sich an vielen Stellen der Berufsgedanke andeutet, ehe er dann im Anschluss an die Übersetzung von 1Korinther 7,20 auch in der von Luther später vorgenommenen Übersetzung von Sirach deutlich zum Ausdruck kommt, sowohl in deren Fassung von 1533 wie auch 1545: „*Bleib in Gottes wort, und ube dich drinnen, und beharre inn deinem beruff. Und las dich nicht jrren, wie die Gottlosen nach gut trachten, Vertraue du Gott, und bleib jnn deinem beruff, denn es ist dem HERRN gar leicht, einen armen reich zu machen.*“ (Luther<sup>(WA, Bibel Bd. 12,S.178,20 u.21)</sup> Der Sirach-Übersetzung mit „beruff“ geht die Korinther-Übersetzung mit „beruff“ zeitlich voraus. Luther sieht 1545 keinen Anlass, die bereits 1533 vorgenommene Wahl des Wortes rückgängig zu machen. Aus „beruff“ wird nun 1545 „Beharre in deinem Beruff“ (Luther<sup>(WA,Bd. 12,S.179,21)</sup> Die bewusste Großschreibung mag darauf hindeuten, dass der Durchbruch vollzogen ist. Ein langer Weg – beschwerlicher, als sich mancher Berufspädagoge berufsethisch vorzustellen vermag: von Sirach (hebräisch) über Korinther (griechisch) bzw. Corinther (lateinisch) zu 1 Kor 7,20 (1522, deutsch) und Sirach (1533 und 1545, deutsch). Wenn alle Überlieferungen zutreffen, ein Entstehungszeitraum von 125 v.Chr. bis zum Jahr 1533 – die Etymologie eines Wortes, die Geschichte einer Idee, die Genese eines Begriffs. Auch enthält Sirach an mehreren Stellen eine kenntnisreiche Beschreibung der handwerklichen Berufe, für ein Buch der Weisheit eher unüblich. Denn „... nur wer frei ist von Arbeit, kann sich der Weisheit widmen“ (Sir 38,24). Handwerker seien dagegen „Tag und Nacht beschäftigt“ (38,27), so der Schmied (38,28), der Töpfer (38,29). „Sie alle verlassen sich auf ihre Hände, und jeder ist erfahren in seinem Geschäft.“ (38,31) Luther übersetzt:

„Wer die schrift lernen sol, der kann keiner andern erbeit warten, Und wen man leren sol, der mus sonst nichts zu thun haben. Wie kan der der lere warten, der pflügen mus, und der gern die oxsen mit der geissel treibet, und mit der gleichen wercken umbgeheth, und weis nichts, denn von oxsen zu reden? Er mus dencken, wie er ackern soll, und mus spat und früe, den küen futter geben. Also auch die tischer und zimerleute, die tag und nacht erbeiten, und schnitzen bildwerck, und vleis haben, mancherley erbeit zu machen. Die müssen dencken, das es recht werde, und früe und spat dran sein, das sie es volenden. Also ein schmid, der mus bey seinem ambos sein, und seiner schmidte warten, und wird mat vom feur, und erbeit sich müde uber der esse, das hemmern schlegt jm die ohren vol, und sihet drauff, wie er das werck recht mache. Und mus dencken, wie ers fertige, und früe und spat dran sein, das ers fein aus erbeite. Also ein töpffer, der mus bey seiner erbeit sein, und die scheiben mit seinen füssen umb treiben, und mus jmer mit sorgen sein werck machen. Und hat sein gewis tage werck. Er mus mit seinen armen aus dem thon sein gefess fromieren, und mus sich zu seinen füssen müde bücken. Er mus dencken, wie ers fein glasure, und früe und spat, den ofen fegen. Diese alle trösten sich jres handwercks. Und ein jglicher vleissigt sich, das er seine erbeit könne.“ (Luther<sup>(WA,Bibel Bd. 12,S.252,25–35)</sup>

In der späteren Übersetzung von 1545 dann - durch Großschreibung mancher Substantive leicht verändert - erscheinen die Berufe des Bauern, der Tischler und der Zimmerleute, des Schmieds und des Töpfers als die üblichen Bezeichnungen. Luther erweist sich hier und auch an vielen anderen Stellen als guter Kenner und Beobachter der Welt der Berufe und Stände.

„Wer die Schrift lernen sol, der kann keiner andern Arbeit warten, Und wen man lernen sol, der mus sonst nichts zuthun haben. Wie kan der der Lere warten, der pflügen mus, und der gerne die Ochsen mit der geißel treibet, und mit der gleichen wercken umbgehet, und weis nichts, denn von Ochsen zu reden? Er mus dencken, wie er ackern soll, und mus spat und früe, den Küen futter geben. Also auch die Tischer und Zimmerleute, die tag und nacht erbeiten, und schnitzen Bildwerck, und vleis haben, mancherley arbeit zu machen. Die müssen dencken, das es recht werde, und früe und spat dran sein, das sie es volenden. Also ein Schmid, der mus bey seinem Ambos sein, und seiner Schmitte warten, und wird mat vom fewr, und erbeit sich müde über der Esse, das hemern schlegt jm die Ohren vol, und sihet drauff, wie er das Werck recht mache. Und mus dencken, wie ers fertige, und früe und spat dran sein, das ers fein auserbeite. Also ein Töpffer, der mus bey seiner Arbeit sein, und die Scheiben mit seinen Füßen umb treiben, und mus jmer mit sorgen sein Werck machen. Und hat sein gewis Tagwerck. Er mus mit seinen armen aus dem thon sein Gefess fromiren, und mus sich zu seinen füßen müde bücken. Er mus dencken, wie ers fein glasure, und früe und spat, den ofen fegen. Diese alle trösten sich jres Handwercks. Und ein jglicher vleissigt sich, das er seine arbeit könne.“ (Luther<sup>(WA, Bibel Bd.12,S.253,25-35)</sup>)

Handwerk gründe sich auf die Erfahrung der Arbeit, Weisheit auf die Anstrengung des Geistes. Weisheit erforsche den „verborgenen Sinn der Gleichnisse“ (Sir 39,3): gelange vom Wissen zum „Geist der Einsicht“ (Sir 39,6). Wissen m.E. ist Kennen, Einsicht geistiges Können. Und Handwerk eigentlich eine nur andere Form von Geisteswerk. Der Hände Werk ist des Geistes Werk. Und es sind nicht selten die Hände, die dem Geist zur Hand gehen: Hände helfen beim Denken.

### *Die Weisheit – Ein Wissen um die Pflicht*

Dem Menschen sind Pflichten auferlegt – die Bücher der Weisheit sind Texte, die dem Menschen seine Pflichten benennen und begründen. Pflicht hat den Charakter einer Aufforderung. Die Forderung an einen Jeden besteht in der Erfüllung der Anforderungen des Lebens. „Nimm draußen deine Arbeit auf und bestell dein Feld, danach gründe deinen Hausstand.“ (Sprichwörter 24,27) – Deutet man dies als Gleichnis, ließe sich sagen: Nimm deine Arbeit auf und bestelle das Feld deines Berufes. Das hebräische Original wäre hilfreich, um die im zusammenhängenden Kontext am besten zutreffende Übersetzung zu finden. „Am Acker eines Faulen ging ich vorüber, am Weinberg eines unverständigen Menschen.“ (24,30). Schnell komme die Faulheit über einen Menschen, der seine Pflichten nicht kennt. „Noch ein wenig schlafen, noch ein wenig schlummern, noch ein wenig die Arme verschränken.“ (24,33) – „Da kommt schon die Armut wie ein Strolch über dich, die Not wie ein zudringlicher Bettler.“ (24,34)

Die Worte erscheinen so banal wie die selbstverständliche Pflicht: Die Worte sind ebenso keinesfalls banal, wie auch die Pflicht nicht immer selbstverständlich ist. Die Wahrheit oft ist einfach, die Pflicht nicht selten lästig. Und doch beginnt dort all jene Erziehung, die zur Weisheit und Pflicht gelangen will – diese am Anfang jeden Lernens, jene am Ende eines erfahrungsreichen Lebens.

*„Ich wollte forschend und suchend erkennen, was dasjenige Wissen wirklich ist, das Einzelbeobachtungen zusammenrechnet.“ (Kohélet)*

### *Wissen ist Macht – Wissen ist besser als Macht*

Kohélet<sup>47</sup> gehört bekanntlich zu den wichtigsten Quellen des Zusammenhangs von Wissen und Macht. „Wissen ist besser als Macht“ (Koh 9,16) „Wissen ist besser als Waffen“ (9,18). Und deshalb gilt: „Ein Einziger, der falsch entscheidet, kann viele Werte zerstören.“

Menschen, die über andere Menschen entscheiden, benötigen gerechtfertigtes Wissen, um jene Macht zu gebrauchen wissen. In dieser Hinsicht kommt manchen Berufen eine besondere Bildung und Wissenschaft zu, ein würdevolles Ethos. Kohélet vermerkt ferner zwei Arten der Kenntnisse – ein „überliefertes Wissen“ und ein „Wissen aus Beobachtung“ (Koh 7,23). Die Formulierungen sind von geradezu von erkenntnistheoretischer Bedeutung:

Die Frage nach der Funktion von Wissen und der Gefahr von Unwissen durchzieht das gesamte Buch Kohélet. „So habe ich mir vorgenommen zu erkennen, was Wissen wirklich ist, und zu erkennen, was Verblendung und Unwissen wirklich sind.“ (Koh 1,16) Das Wissen macht sich selbst zum Gegenstand von Wissen. „Ich wollte forschend und suchend erkennen, was dasjenige Wissen wirklich ist, das Einzelbeobachtungen zusammenrechnet.“ (Koh 7,25) Und analog an anderer Stelle: „Ich dachte nach, indem ich beobachtete, was Wissen wirklich ist und was Verblendung und Unwissen wirklich sind.“ (Koh 2,12) – „Der Gebildete hat Augen im Kopf, der Ungebildete tappt im Dunkeln.“ (Koh 2,14) Die Wissenschaft des Wissens – jene Wissenschaftswissenschaft der Gegenwart – wie auch die Wissenschaft der Bildung – finden in Kohélet eine der ältesten frühchristlichen Quellen für jene Tugend, die man seinerzeit Weisheit genannt hat. Indes erschließen sich Bedeutung des Einzelnen und Sinn des Ganzen nur durch eine ganzheitlich Rezeption der Quellen des Nachdenkens über Wissen und Weisheit – eine Aufgabe auch der Geschichte der Pädagogik, die allerdings bis heute mehr und mehr verloren gegangen ist. Man könnte behaupten, je mehr die Bildungsgeschichte zu einer Sozialgeschichte der Schule wurde, umso mehr ist ihr die Tiefe einer Geisteschichte verloren gegangen: Sozialgeschichte ohne Geist ist blind, Geistesgeschichte ohne Gesellschaft leer. Die Weisheitsbücher erscheinen in ihrer Sprache als Geistesgeschichte, ihr Kontext allerdings deutet nicht selten auf gesellschaftliche Verhältnisse hin, unter denen Wissen entsteht und in denen Wissen angewandt wird. Viel und vieles zu wissen macht nicht glücklicher.

<sup>47</sup> In einigen Ausgaben der Ausgaben des AT wird der Text auch als Buch eines Predigers mit dem Namen Kohélet bibliographiert (Pred). Datiert man die Entstehung des Buches auf das 3. Jahrhundert v. Chr., so ist Sirach etwa hundert Jahre später deutlich von den dortigen Gedanken geprägt.

Kohelet meint: „Viel Wissen, viel Ärger. Wer das Können mehrt, der mehrt die Sorge.“ (Koh 2,17) Unwissenheit ist ein Gefühl der Sorglosigkeit im Naturzustand, Wissen Chance und Schicksal des neuzeitlichen Menschen. Den Weg dorthin nennt man Aufklärung, in ihrer kirchlichen Form heißt diese Reformation. Der Mensch nun kann lesen, also urteilen. Der Mensch nun kann urteilen, also anders handeln. Der Einzelne kann vergessen oder verdrängen – das kollektive Bewusstsein nicht. Mit dem Wissen kommt die Unruhe in das Denken. Das Gewusst noch immer ist gering gegen das zu Wissende. Mit dem Wissen wächst die Sorge, glücklicher wird man nicht – indes gibt es keinen Weg der Umkehr. Die Tür zu einem früheren Naturzustand ist versperrt.

### *Zwischen Sirach und Paulus – Kontinuität und Wandel*

Den etymologischen Bemühungen von Max Weber in seinem Text zu Luthers Berufskonzeption kommt nicht nur der Verdienst zu, die möglichen Deutungen von 1Kor 7,20 in den verschiedenen deutsch- und fremdsprachlichen Übersetzungen aufzuzeigen, sondern auch auf die weit davor liegenden relevanten Belegstellen, u.a. bei Jesus Sirach aufmerksam gemacht zu haben. Meines Wissens ist es im Rahmen der um 1900 entstehenden Religionssoziologie der erste Text, der eben auf die berufs- und standesethische Bedeutung dieser hebräischen Quelle direkt hinweist. Nicht nur der erste Korinther-Brief, sondern ebenfalls Sirach ist für Weber ein deutlicher Beleg seiner Thesen, um von daher die Ideengeschichte zu rekonstruieren. An zahlreichen Stellen kommt er immer wieder auf Sirach 11,20/21 zurück. (vgl. Weber<sup>(MWG 1,9,S.178,181,183–185,187,188,391,417 u.832)</sup>) Die Textsprünge führen zu der Vorstellung, dass sich insgesamt ein gewisser geistiger Zusammenhang zwischen der Wirtschafts- und Sozialethik des Alten und des Neuen Testament offenbart. Die Ähnlichkeit der Bilder und Gleichnisse ist nicht zu übersehen.

Indem sich die spätere Sekundärliteratur der Berufsethik bzw. Berufspädagogik vorrangig auf den betreffenden Korinther-Brief des Apostels – bzw. im Ausnahmefall<sup>48</sup> auch auf die Textsammlung von Jesus Sirach Bezug nimmt – zeigt sich, dass ein bloßes Zitieren häufig einem gewaltsamen Herausreißen aus einem geistigen Zusammenhang gleichkommt.

---

<sup>48</sup> Eine über die bloße Erwähnung hinausgehende Deutung von Sirach 11,20 findet sich höchst selten. Eine der wenigen Ausnahmen ist die Begriffsgeschichte des Berufs von Gerald Sailmann, wo dieser sich dem Gehalt der alttestamentlichen Quellen nähert (Sailmann 2018, S.49). Lesenswert auch ist der neuerdings von Patrick Stobbe (Hamburg) veröffentlichte Aufsatz, der ausdrücklich auf die Tendenz aufmerksam macht, dass die m.E. geschichtlich felsenfesten Begriffe Beruf und Bildung im Sprachgebrauch der Gegenwart durch Arbeit und Lernen ersetzt werden (vgl. Stobbe, *Bildung im Medium der Digitalisierung von Arbeit*. bwp.at, 2022, S.1-29, online). Stobbe bezeichnet diese Tendenz als einen „Substitutionsprozess“ – „weg von den Begriffen Bildung und Beruf hin zu den Begriffen Arbeiten und Lernen“ (ebd. S.3 u. 6). Zudem ist m.E. die neue berufspädagogische Grammatik aufschlussreich: jene Substantive werden durch ihre Operatoren ersetzt: Beruf durch Arbeiten, Bildung durch Lernen, wohl auch ein Wechsel von einer eher bildungstheoretischen zu einer didaktischen Perspektive.

Zudem ist in der üblichen Literatur nicht immer erkennbar, welche Funktion dieses oder jenes Zitat überhaupt hat: eine argumentative Funktion, eine ethikbegründende Aufgabe, einen etymologischen Zweck oder eine illustrierende Wirkung. Auch wirft jedes Zitieren die Frage nach den größeren und weitgreifenderen kontextuellen Zusammenhängen auf. Der zum Zitat gehörende Kontext des AT und NT ist es, der ein Nachvollziehen des einzelnen Gedankens überhaupt erst möglich macht. Ein Wort ist stets Element eines typisch christlichen Wortfeldes, ein Begriff Glied eines grammatischen Zusammenhangs, eine Aussage Teil eines religiösen Aussagensystems. Und man muss den vorangegangenen Satz verstehen, um den nachfolgenden deuten zu können. Das betrifft nicht zuletzt die Fragmente der Heiligen Schrift, sowohl Sirach, Hiob und Salomon wie auch die Paulus-Briefe. Es stellt sich mithin die Frage, was eigentlich die historische Berufs- und Wirtschaftspädagogik bezweckt, wenn sie die genannten Stellen als ideengeschichtliche Belege anführt. Ob damit zum Teil eine – zumeist unbewusste – Funktionalisierung einhergeht, ist schwer zu bestätigen.

Bei Max Weber dient die weitgreifende Etymologie vor allem der finalen Begründung, dass die Entwicklung einer protestantischen Ethik der fruchtbare Boden für das Entstehen des Kapitalismus gewesen ist. Man kann behaupten, dass nahezu alle diesbezüglichen Zitationen dazu dienen, diese Entwicklung zu skizzieren und somit die These zu stützen<sup>49</sup>. Zur Struktur der Überlegungen gehört auch der von Max Weber angedeutete – aber nicht explizit formulierte – Zusammenhang, dass eine Verberuflichung der Arbeit folgerichtig zu einer Verberuflichung der Schularten führt, so dass neben den höheren Schulen auch „technische“ und „gewerblich-kaufmännische“ Schulen entstehen, wenngleich mit großen Verzögerungen (vgl. Weber<sup>(MWG 1,18,S.131)</sup>). Weber nennt es Fachschulung, also beruflichen Unterricht. Indem der Beruf ein Rationalitätstypus der Arbeit ist, muss auch die Bildung zum Beruf eine höhere Rationalität erstreben, als eine bloße Handwerkslehre. Zur Erreichung einer „vollen Rationalität“ sei Fachschulung nötig (vgl. Weber<sup>(MWG 1,23,S.457)</sup>), eine Voraussetzung für das Entstehen eines „Fachbeamtentums“ (vgl. Weber<sup>(MWG 1,23,S.489)</sup>). Der Beruf drückt der Schule sein Gepräge auf, auf eine subtile Art und Weise, allerdings verbunden mit der Gefahr der Einseitigkeit eines Fachmenschentums ohne Geist (vgl. Weber<sup>(MWG 1,18,S.488)</sup>), der Preis der okzidentalen Rationalität. Wie also muss Bildung zur Rationalität gestaltet sein, dass Bildungsmenschen, keine Fachmenschen entstehen? Im „Fach“ und in der Berufsarbeit kulminieren allgemeine und spezielle Bildung und gehen eine je originäre Verbindung ein.

---

<sup>49</sup> Teil dieser Argumentation ist auch der Umstand, dass gewisse Zusammenhänge ausgeblendet werden, weil Weber möglicherweise davon ausgeht, dass es genau diese Tatsachen sind, die seine These entkräften würden. Die Befürchtungen sind unbegründet und es hätte dem Text keinen Abbruch getan, wenn er die Entstehung des Kapitalismus im katholischen Frankreich bewusst einbezogen hätte. Und auch zumindest eine Erwähnung der Jesuiten-Gymnasien wäre notwendig gewesen, ohne dass dadurch die Hypothese widerlegt wäre, dass der überwiegende Anteil evangelischer und jüdischer Schüler einen Besuch der Handelsschulen und Gewerbeschule sowie der Realgymnasien und Oberrealschulen anstrebt. (vgl. Weber<sup>(MWG 1,9,S.128 u.803)</sup>)

Damit entwickelt sich der Berufsgedanke von einer theologischen und religionssoziologischen Kategorie zu einem auch bildungstheoretisch relevanten Begriff und trägt u.a. zu jener unglücklichen Namensgebung einer sogenannten (Berufs-)Pädagogik bei. Bei Kerschensteiner und Spranger erweist sich das Wort Beruf zudem als geeignetes Zentrum einer staatsbürgerlichen Sitten- und Pflichtenlehre<sup>50</sup>. Gewissermaßen also ist dieser Pflichtgedanke bei Kerschensteiner eigentlich lutherischer Prägung: Jeder tue das seine. Und jeder Mensch sei erstens Berufsmensch, zweitens Staatsbürger und drittens Kulturmensch, so die Trinität bei Kerschensteiner. Die Wirkungen sind folgenschwer, die Wurzeln verweht, die Quellen verschüttet. Für den Beleg eines begrifflichen Ursprungs reichen weder Sirach 11,20 noch 1 Kor 7,20 aus. Beide Formulierungen sind bestenfalls sinngemäße Stellvertreter einer Ethik, die sich auch an vielen anderen Stellen andeutet. Diese Funktion der Zitate muss eigentlich stets mit angegeben werden, da sonst ein falscher Eindruck entsteht. Das Zitat hat eine Stellvertreterfunktion für jenen Kontext, der als zu weitschweifig erscheint (...) Wieviel Kompromiss also verträgt ein Zitieren ohne Kontext?

Mithin ist a) weder Sirach 11,20 in AT die Urquelle der christlichen Standestreue noch ist b) die Stelle in NT 1Kor 7,20 der älteste Beleg eines arbeits- und berufsethischen Pflichtgedankens, c) noch war Luther der erste, der dieses ausgesprochen habe. Alle genannten und zu korrigierenden Aussagen und weitere, hier ungenannte Details gehören zur Rekonstruktion einer Ideengeschichte, von der eine Etymologie lediglich ein kleiner, wengleich notwendiger Teil ist. Wortgeschichtliche Betrachtungen sind für das Erkennen großer Ideen hilfreich, sie sind aber nicht die Rekonstruktion selbst. Es gilt epochenvergleichend jenes hermeneutische Prinzip, dass sich der Sinn eines Ganzen nur durch die Bedeutung seiner Teile erschließt. Standestreue als Ganzes beruht auf der Berufstreue des Einzelnen. Jedoch auch diese Formulierung ist mit der Gefahr der Selbstbezüglichkeit behaftet. Sind Teil- und Ganzheiten stets nur in einem relativen Sinne teil- und ganzheitlich, so pflanzt sich diese Relativität beim Verstehen von Bedeutung und Sinn fort – Worte, die ohnehin oft genug synonym gehandhabt werden: Der Sinn der Berufsgesellschaft beruht auf den Bedeutungen der einzelnen Berufe in ihrer einmaligen sozialen Funktion im Ganzen.

---

<sup>50</sup> *So berechtigt die Existenz von Pflichten in einer jeden Gesellschaft ist, so gefährlich ist eine Überdehnung der Pflichtenziehung auf alles und jedes. Eine falsch verstandene Erziehung kann zu einer Gewohnheit führen, dass alles, was als Pflicht definiert wird, ohne Zögern zu erfüllen sei. Der Mensch wird zu einem Pflicht, zu einem Befehlssoldaten, ohne nach Folgen und Spätfolgen zu fragen. Entleert man den Pflichtgedanken, macht man die pflichtgemäße Disziplin zu einer inhaltsleeren Kategorie, dann kann ein Staat mit solchen seiner Bürger nahezu alles erreichen, sogar gegen deren ureigensten Interessen. So erzieht man Bürger zu Soldaten, so erzieht man Berufsmenschen zu Pflichtmenschen, Lernende zu Schulpflichtschülern. Pflicht ist zulässig nur in den Grenzen von Recht und Freiheit. Die Frage der klassischen Philosophie nach der Berechtigung des „freien Willens“ hat hier einen anspruchsvollen gesellschaftlichen Hintergrund. Wenn es Anzeichen in der Moderne gibt, dass Pflichtgefühl keine Sekundärtugend mehr ist, dann stellt sich die Frage, was versäumt worden ist und welche Folgerungen sich daraus ergeben.*

Die gesamte Begriffsgeschichte des Wortes Beruf und seiner Konnotationen ist von diesen sprach- und erkenntnistheoretischen Grundfragen durchzogen, zudem hier zusätzlich die Eigenart der hebräischen, griechischen, römischen und lateinischen Originalschriften hinzukommt. Noch ehe das tatsächliche hermeneutische Verstehen beginnt, haben die Übersetzungsprobleme bereits begonnen und überlagern alle späteren Überlegungen: Man kommt aus der Sprache nicht heraus, man kann die Worte nicht mehr eliminieren, wenn sie erst einmal da sind.

### *Der Kategorische Imperativ – ein Gedanke Luthers?*

Selbstverständlich hinterlässt Luther keine philosophische Rechtfertigung seiner kategorischen Pflichtenlehre, aber immerhin gibt es unübersehbares Symbol, was gewissermaßen auf die Ethik eines kategorischen Imperativs moralischen Handelns hindeutet. Es sind dies jene Imperative, die bei Luther nicht selten am Anfang eines Satzes stehen. Forderungen, wie „Ein Jeder ...“ oder „Ein jeglicher ...“ lassen de facto keine Ausnahme zu. Der Erste Korinther-Brief eigentlich ist nur die Fortsetzung eines Gedankens, der sich parallel auch an zahlreichen anderen Stellen im AT und im NT findet. Das Ganze gedeihe, wenn ein jeder seine Pflicht erfüllt. Das Pflichtgefühl des sozialen Stände ist die Garantie eines stabilen Gemeinwesens. Hier folgt Luther einer alten Idee von Platon, hier zeigt sich ein existenzielles Prinzip eines jeden Gemeinwesens, dessen Berechtigung kaum zu widerlegen ist.

„So wenig eine Gesellschaft aufhören kann zu konsumieren, so wenig kann sie aufhören zu produzieren.“ (Marx<sup>(MEW 23,S.591)</sup>) Ergo: Da jeder konsumieren will, jeder auch produzieren muss. Reproduktion ist stets ein Reproduzieren des Ganzen durch die Produktion seiner Teile. Der Konsumtions- und Produktionsprozess selbst ist eine Reproduktion des Motivationsprinzip. Die Produktion erzeugt nicht nur das Angebot, sondern induziert auch die Nachfrage. Eigentlich ist es unnötig, dass sich in diesen naturwüchsig ablaufenden Kreislauf das Pflichtprinzip<sup>51</sup> einmischt. Weshalb muss man etwas zur Pflicht machen, was eigentlich aus sich selbst heraus stattfindet? Gilt der Grundsatz „Wer nicht arbeitet soll auch nicht essen“, so ist Arbeit keine moralische Angelegenheit, sondern ein physiologisches Merkmal menschlichen Wesens. „Ein jeder wolle essen, ein jeder also müsse arbeiten.“ So einfach indes sich solche große Wahrheiten aussprechen lassen, so schwer sind diese einzuhalten. Zu den Ausnahmen kommen die Ausnahmen der Ausnahmen hinzu. Ist die Zwei-Drittel-Gesellschaft noch eine Arbeitsgesellschaft? Und wird die Ein-Drittel-Gesellschaft noch eine Leistungsgesellschaft sein? Was aber ist sie dann? Luther erwähnt das Problem der Kastenordnung, die moralische Konsequenz der Entscheidung, wer bedürftig sei und wer nicht. Die u.a. auf Luther zurückgehende Entstehung der „*Leisniger Kastenordnung*“ (1523) hat jene Kriterien der Fürsorge formuliert, die auf der Grundlage einer unverschuldeten Bedürftigkeit gelten. (vgl. Luther<sup>(WA 12 S.1–30)</sup>)

<sup>51</sup> Es ist Adam Smith, der radikal die alte bloß moralische Deutung der Arbeit in Frage stellt. Es sei primär nicht die sittliche Verantwortung des Bäckers gegenüber seiner Kundschaft Brot zu backen, sondern das Streben nach Gewinn. Berufe werden nicht aus Barmherzigkeit ausgeübt.

Stets nur Wenige können durch Viele mit versorgt werden. Unverschuldet kann mancher nicht in der Lage sein, sich selbst zu versorgen. Alle anderen haben die Pflicht zur Arbeit. Und aus der Pflicht zur Arbeit resultiert die Pflicht und Treue zum Beruf.

Die Imperative liegen dicht beieinander: Bleibe bei deiner Arbeit, bleibe in deinem Stand, bleibe in deinem Beruf, bleibe in deiner Berufung, bleibe in deinem Amt. Ein Jeglicher und aus dessen Sicht eines Jeden auch jeder Andere.

### *Von der Berufung zur Erwählung*

Viele seien berufen, nur wenige auserwählt, so das NT. Offenkundig handelt es sich um etwas Verschiedenes. Es bedarf einer begrifflichen Ordnung der Operatoren, die hiermit im Zusammenhang stehen. Zunächst handelt es sich – wie auch immer um soziale Bestimmungen – um innere Identifikation oder äußere Zuweisung. Fremdbestimmungen haben die Form einer Wahl Einzelner durch gemeinschaftliche Mehrheiten, durch den Akt einer Berufung oder Ernennung. a) Ordentliche Professoren werden durch den Minister berufen. b) Diese wiederum werden durch ein Oberhaupt ernannt, zum Beispiel in Form einer Ernennungsurkunde durch den Bundespräsidenten. Auch kann eine Berufung durch eine Abberufung aufgehoben oder eine Umberufung gewandelt werden. c) Selbst die Bestimmung zu einem Amt durch den Akt einer Verbeamtung ist ein Prozedere, welches mit Pflichten und Rechten verbunden ist. Auf diese Weise macht man sich Vasallen zu Dienste. Die Treue des Knechts wird erkaufte, indem man ihm gewisse Privilegien zubilligt. d) Wiederum anders der Akt einer Beförderung – zu einem höheren Dienstgrad und somit die Befugnis zu einer höheren Dienststellung.

Die Hierarchie militärischer Dienstgrade zeigt jenen Weg, den mancher vom Soldaten bis zum General durchlaufen ist. Das sind möglicherweise vierzehn Beförderungen im Leben, sofern man keinen Grad übersprungen hat. Schwieriger als der Mechanismus solcher Fremdbestimmungen ist eine Betrachtung der freien Selbstbestimmung. Der Unterschied ist existenziell: Während bei der Bestimmung von außen das betreffende Berufungsgebiet stets immer schon vorhanden ist, kann eine Selbstbestimmung darin bestehen, dass man sich zu etwas Einmaligem entschließt. Man wird nicht schlechthin berufen – ein Akt, an dem man eher passiv beteiligt ist – sondern man folgt einer inneren Bestimmung. Und nennt dies dann mitunter, man sei dazu berufen, man habe dafür eine Begabung.

### *Textrezeption – Inhalte und Methoden*

Eine der für die Berufsethik der Nachkriegszeit wichtigsten Schriften erscheint 1951 von dem schwedischen Theologen Gustaf Wingren – er ist im Jahr 2000 gestorben, das Buch *Luthers Lehre vom Beruf*. (dtsh. 1952) überdauert den Autor – eine bleibende und ideengeschichtlich nachhaltige Analyse.

Wingren erfasst nahezu vollständig die damalige themenspezifische Literatur – von Karl Holl (1866-1926) und Georg Simmel (1858-1918) über Max Webers „Luthers<sup>52</sup> Berufskonzeption“ (Weber<sup>(MWG I,9,S.178ff.)</sup>) bis hin zu den philosophischen und theologischen Dissertationen und Zeitschriftenaufsätzen, die nach 1904 im Gefolge der „Protestantischen Ethik“ entstehen. – Dass dann nach 1933 eine Entstellung der lutherischen Schriften stattfindet, wird bei Wingren ausgeblendet – und ist m.W. im Detail ohnehin wenig untersucht. Hans Freyer (1887-1969) reformuliert die lutherische Berufspflicht als Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft – als Pflichterfüllung für Führer, Volk und Vaterland. Bei Karl Arnholt (1884-1920) wird industrielle Lehrwerkstatt zum „Exerzierplatz der Ausbildung“: Lehrlinge und Arbeiter sind mit Kriegsbeginn Soldaten an der Arbeitsfront.

Und Luther? Werden sich seine Texte als resistent gegen die Überdehnung seiner Pflichtenlehre erweisen? Bekannt ist immerhin, dass Alfred Rosenberg (1893-1946) das Traktat Luthers über die Juden und ihre Lügen tendenziös benutzt hat. Luther erscheint geradezu als lupenreiner Arier und überzeugter Gegner der Juden. Wieviel Rassismus in Luther steckt, ist noch immer eine offene Frage, wenn man nämlich nicht nur die o.g. Spätschrift über die Juden in die Betrachtung einbezieht. Wo also kündigen sich antisemitische Bemerkungen an, die dann in „Von den Juden und ihren Lügen“ ihren wortgewaltigen Höhepunkt finden. Wingren erwähnt lediglich das Traktat „*Von Kaufhandel und Wucher*“, geht jedoch nicht tiefer auf den dortigen antisemitischen Hintergrund ein: Ohnehin hat man den Eindruck, dass Wingren versucht, ein neutrales und eher unkritisches Lutherbild zu entwickeln. Im Gefolge<sup>53</sup>

<sup>52</sup> *Ausgehend von der grundlegenden Analyse der Wortgeschichte, die den Weg weist zum Verständnis von „Luthers Berufskonzeption“ finden sich in der gut zugänglichen Max-Weber-Gesamtausgabe (MWG) eine Reihe weiterer Belege, wo Weber immer wieder zu dem Berufsgedanken zurückkehrt, u.a. auch in „Wirtschaft und Gesellschaft“ sowie in den Antikritischen Schriften und schließlich in den Briefen. Da im Unterschied zu den Editionen anderer Verlage die MWG einen umfangreichen bibliographischen Apparat enthält, ist der Weg der Analyse einfacher, zugleich umfangreicher und verzweigter geworden. Nicht selten sich es auch neuere Aspekte der Kritiken und Antikritiken (vgl. Weber<sup>(MWG I,9,S.665-740)</sup>, die inzwischen zum Kontext dieser Form einer neuartigen „Verstehenden Soziologie“ gehören – ein Projekt, welches Weber begonnen, jedoch durch den frühen Tod nicht zu Ende geführt hat. An die Stelle der seit Schleiermacher üblichen sprachgeschichtlichen Versuche des Verstehens und als Ergänzung der traditionellen Muster der Erklärenden Soziologie soll eine neue Art des Verstehens auch der Berufsidee treten – ein Deuten von Sinn, ein Symbolverstehen, ein Textverstehen und ein Verstehen von Handeln. Die Entwicklungen im Anschluss an Droysen und Dilthey und dessen Konfrontation mit Edmund Husserl sind nicht spurlos auch an Weber vorüber gegangen, so dass es in den Spätschriften ein auffallend hermeneutisches Bestreben gibt. (vgl. Weber<sup>(MWG I,23,S.31,37,40</sup> sowie ferner MWG 1,23 S.163 und 168))*

<sup>53</sup> *Zu erwähnen sind ferner Martin Heidegger (1889-1976) und sein Schüler Karl Rahner (1904-1984). In Rahner hat Heidegger einen begeisterten und anhaltend unkritischen Nachahmer gefunden. Voller Euphorie nennt dieser in seinem nachdenkenswertem Buch „Hörer des Wortes“ Heidegger „das logische Ende des Kant“ (Rahner 1941, 81, ferner 145) Eine Entgleisung (...) Und auch das Konstrukt einer Religionsphilosophie als „fundamentaltheologische Anthropologie“ ist nicht überzeugend (ebd. 224, ferner 26, 32, 91, 212, 214, 215, 219, 220, 223), insbesondere die Behauptung, dass eine metaphysische Anthropologie = fundamentaltheologisch sei (ebd. 218). Bei Heidegger ist es der in „Sein und Zeit“ entwickelte Gedanke der Berufung im Rahmen der fragwürdig erscheinenden Art einer „hermeneutischen Phänomenologie“ und Anthropologie. Im Werk von Karl Rahner wäre zu prüfen, ob es einen Zusammenhang zwischen Berufung und Offenbarung gibt und inwiefern diese (meines Wissens selten so formulierte) Frage durch die Religionsphilosophie oder Theologie beantwortet wird. Ein Mensch, der eine Berufung empfindet, kann dies als Offenbarung deuten. Er ist „Hörer des Wortes“ –*

von Karl Holl sind es Artur Salz, Nikolaus Paulus, Ferdinand Tönnies, Werner Sombart, Karl Dunkmann. Bei Letzterem allerdings fehlen jegliche Belegstellen zu Luther (vgl. Dunkmann 1922), dies deutet auf eine empfindlich begrenzte Quellentiefe hin. Gegenüber Weber ist Dunkmann eher schwach. Wenn überhaupt ein Resümee berechtigt ist, dann das Urteil: Nahezu alles, was zwischen 1904 und 1933 erscheint, fällt hinter Max Weber zurück: eine Generation, die mehr oder weniger der Berufssoziologie zuzurechnen ist stirbt aus: Simmel (1918), Weber (1920), Troeltsch (1923), Holl (1926), Dunkmann (1932), Tönnies (1936), Sombart (1941). Die späteren 50er Jahre sind geprägt durch Identitätsprobleme, die früheren berufsethischen Überlegungen neu aufzunehmen. Wegweisend dann sind Albrecht Hesse (1969), Thomas Luckmann (1972), Klaus Preyer (1978) und Günter Hobbensiefken (1980), in neuerer Zeit erwähnenswert Luthers Wirtschaftsethik von Andreas Pawlas sowie das Buch „Der Beruf“ (2018) von Gerald Sailmann (geb. 1963). Im Vergleich zu mancher anderer Sekundärliteratur ist letzteres zweifellos verdienstvoll und enthält zudem auch einige neue und bislang unbekannte Quellen. Die nähere Betrachtung der Quellenarbeit allerdings zeigt einige Schwächen. So erwähnt Sailmann zwar die „Kirchenpostille“ Luthers, zitiert allerdings aus dem bekannten Lexikonartikel von Werner Conze. Auch meint er, dass es sich bei der zitierten Stelle um die „Kirchenpostille handele“, von der er aber das Original aus der WA nicht zu kennen scheint – im Verzeichnis findet sich zudem nicht eine einzige Angabe der „Kritischen Gesamtausgabe“. Und da ihm auch Gustaf Wingren fremd ist, gelangt er nicht zu der herausragenden ideengeschichtlichen Bedeutung der Predigten des Jahres 1522, obwohl bereits Max Weber 1904 mehrfach gerade auf die Bedeutung der „Kirchenpostille“ aufmerksam gemacht hatte. (vgl. Weber<sup>(MWG I,18,S.246,Fußnote 77 sowie 247,Fußnote 4)</sup>) Allerdings beruhen die Befunde von Weber nicht auf dem Text der Weimarer Ausgabe, sondern auf der von ihm generell verwendeten Erlangener Ausgabe. Ohnehin finden sich in der berufssoziologischen sowie berufs- und wirtschaftspädagogischen Literatur üblicherweise empfindliche Mängel, die anzumerken sind: Ob es einen gedanklichen Zusammenhang zwischen dem Wort „klesis“ im Paulusbrief 1 Kor 7,20 und dessen Übersetzung bzw. Deutung als „Arbeit“ gibt, ist höchst fragwürdig.

---

*und mancher ist m.E. zugleich berufen in der Nachfolge Christi (vgl. Rahner, K.: Hörer des Wortes. München 1941, 14 ff. sowie 81), bestimmt, in seinem Stand und Beruf dieser Berufung zu folgen. Für die Berufung gilt das, was Rahner auch für jede Offenbarung betont: „Gott kann nur offenbaren, was der Mensch hören kann.“ (ebd. 142): Gott kann nur denjenigen berufen, der dieser Berufung würdig und fähig ist. Zudem fällt auf, dass sich in Deutschland auf der einen Seite eine bewusst protestantische Religionssoziologie und auf der anderen Seite eine bewusst „katholische Religionsphilosophie“ (Rahner 1941, 15) herausbildet. Wenn man weiß, dass es zeitweilig ferner Bestrebungen zur Entwicklung einer Religionspsychologie gegeben hat, so lässt sich ahnen, welche Schwierigkeiten es allen Betroffenen und Betreffenden bereitet, ihren originären Gegenstand angemessen bestimmten zu können, um die Existenzberechtigung ihrer Disziplin nachweisen zu können.*

Auch die Behauptung von Kurtz<sup>54</sup> - Luther habe „das griechische Wort für Arbeit mit Beruf übersetzt“ – ist zu weit gegriffen und bedarf einer feinschrittigen Rekonstruktion. Nach meiner Überzeugung ist ein Zusammenhang von Beruf mit Arbeit bei der um 1521 von Luther vorgenommenen Übersetzung des Korinther-Briefes noch keinesfalls zu erkennen. Und auch in den verschiedenen Postillen stehen bei Luther die zunehmend häufig benutzten Worte „arbeyt“ bzw. „erbeyt“ sowie beginnend auch das Wort „beruff“ lediglich nebeneinander und eher selten in einem zwingend inhaltlichen Textzusammenhang. Spricht er über Arbeit, so sind dies m.W. zumeist andere Stellen als jene, an denen er das Wort „beruff“ verwendet. Erst 1534 vollzieht Luther mit der Übersetzung von Sirach einen weiteren gedanklichen Durchbruch: dort übersetzt er überraschend *ponos*<sup>55</sup> (Mühe) bzw. *ergon* (Leistung) mit Beruf. Da Kurtz (2005) keinen Beleg für diese Aussage angibt, ist eine Nachprüfung ohnehin nur mit größerem Aufwand möglich. Der Hintergrund für die Annahme von Kurtz ist vermutlich, dass wir in der Gegenwart gewohnt sind, Arbeit und Beruf in einer engen begrifflichen Beziehung zu denken. Dieser stets mitschwingende Zusammenhang in Form eines größeren Wortfeldes beginnt zwar bei Luther und setzt sich dann – nahezu ohne Pause – nach und nach im Pietismus, Merkantilismus und Philanthropismus fort.

---

<sup>54</sup> Kurtz, Thomas. *Die Berufsform der Gesellschaft*. 2005, S. 74. Kurtz beruft sich auf Nikolaus Paulus (1911) sowie auf Werner Conze (1972). Der Verweis auf die *Protestantische Ethik (PE)* von Weber (vgl. Kurtz 2005, S.74) geht ins Leere, Weber wird erst auf Seite 75 angeführt und auf Seite 81 wiederholt zitiert. Die ganze Tiefe der PE wird eher nicht erfasst, zudem nicht aus der MWG, sondern aus Einzeleditionen zitiert wird, da die Bände der Gesamtausgabe – MWG I, 9 erst seit 2014 und MWG I/18 seit 2018 vorliegen. Die von Kurtz verwendete Gütersloher Ausgabe enthält in Band I zudem nicht alle relevanten Texte, auch fehlen die wichtigen Ergänzungen aus den Kritiken und Anti-Kritiken, die dankenswerter Weise im dortigen Band II zusammengetragen worden sind. Damit fehlen der Argumentation wichtige Hintergründe, die die weitgreifenden Dimensionen der PE verkürzen. Allein die für Weber typischen detaillierten Fußnoten deuten auf riesige Wortfelder und bislang unerreichte Gedankentiefen hin. Hinzu kommt, dass nicht immer eindeutig ist, ob die eine oder andere Aussage Teil einer Quelle oder eine Schlussfolgerung aus einer Quelle (oder beides) ist.

<sup>54</sup> Hier mangelt es an einem Vorliegen des hebräischen Originals von Sirach und ferner auch der anderen Weisheitsbücher. Nur unter der Voraussetzung eines 1:1 Vergleichs sind Entwicklungen zu rekonstruieren. Andernfalls kommt es nicht nur zu Fehlstellen sondern zu Fehlinterpretationen – das eine zieht nicht selten das andere nach sich. Viele Texte der sich an Weber anschließenden Sekundärliteratur leiden nicht nur unter den mitunter nicht zu vermeidenden Lücken der betreffenden Quellen, sondern schlimmer noch unter den sich daraus ergebenden Trugschlüssen, weil logisch notwendige Zwischenglieder fehlen. So ist m.W. bislang noch nie vermerkt worden, dass es 1525 in der Hauspostille bei der dortigen Betrachtung von 1Kor 7,20 eine andere Übersetzungsvariante gibt: Luther weicht hier nämlich von seiner eigenen, 1521 vorgenommenen Übertragung ab und spricht nicht von einer Treue zum Beruf, sondern einer Treue zum Stand eines Menschen: Ein Zufall, eine Synonymität, ein Zweifeln, ein Schwanken ...

## *Epilog*

Im Jahre 2033 wird die Welt wiederholt ein Luther-Jubiläum begehen. Nur wenige werden sich dann noch an das Lutherjahr 1983 erinnern können. Und auch jener Kollege, der seinerzeit meinte, das Jubiläum sei ja nun vorbei, und deshalb gebe es auch nichts mehr zu forschen, wird daran vermutlich nicht mehr zurückdenken. Er wusste es nicht besser, Auch war der Zeitgeist ein anderer. [...] Dank gilt denen, die der geschichtlichen Arbeit an einer Rekonstruktion der Berufsidee Steine in den Weg gelegt haben: Jeder Einzelne von diesen war eine Ermutigung, den steinigen Weg dennoch zu gehen. Vierzig Jahre sind seither vergangen. Ein wissenschaftlicher Dank vor allem aber gilt all jenen Menschen, die den Weg ein Stück mitgegangen sind. Und auch wenn sie ihn selbst nicht gehen konnten, so doch zeitweilig geistige Weggefährten waren. – Jubiläen sind eine mehrfache Erinnerung: an diese und an jene. Und an den Nestor selbst – an seine Predigten der „Kirchenpostille“, die vor fünfhundert Jahren entstanden sind. So auch jene Predigt an St. Johannis 1522 – mit dem ewigen Gleichnis von der Magd, die die Stube kehrt und auf diese Weise mit ihrer Arbeit einer Berufung gerecht wird: Welch ein Gedanke [...]